

4  
G. C. Lichtenberg's  
Sdeen, Maximen  
und  
Einfälle.

---

Mit  
dessen Charakteristik.

---

Herausgegeben

von  
Gustav Sörbens.

[A. 1]

x 25855

---

Leipzig, 1827,  
in Ernst Klein's literarischem Comptoir.

82 Lichtenberg



---

Inhalt.

---

I. Georg Christoph Lichtenberg. Ein Denkmal. . . . .	C. I
II. Bemerkungen über verschiedene Gegen- stände. Aus Lichtenberg's handschriftlichem Nachlasse. . . . .	— 29
1. Philosophische Bemerkungen. . . . .	— 34
2. Psychologische Bemerkungen. . . . .	— 48
3. Moralische Bemerkungen. . . . .	— 58
4. Beobachtungen über den Menschen. . . . .	— 66
5. Physiognomische Bemerkungen. . . . .	— 75
6. Pädagogische Bemerkungen. . . . .	— 77

7. Politische Bemerkungen. . . . .	S. 82
8. Literarische Bemerkungen. . . . .	— 101
9. Sprachbemerkungen. . . . .	— 123
10. Aesthetische Bemerkungen. . . . .	— 131
11. Witzige und satyrische Einfälle, Bemerkungen und Vergleichen. . . . .	— 153
12. Gute Rathschläge, Vorschläge und Maximen. . . . .	— 173
13. Anekdoten. . . . .	— 185
III. Ueber Physiognomik, wider die Physiognomen. . . . .	— 199

---

I.

Georg Christoph Lichtenberg,

geb. d. 1. Julius 1742.

gest. d. 24. Januar 1799.

---

E i n D e n k m a l.

---

Peace be to his ashes!

---

Indem ich von Wehmuth erfüllt und von Dankbarkeit durchdrungen heut an Lichtenberg's Todestage die Feder ergreife, um diesem großen Manne ein anspruchloses Denkmal zu weihen, erinnere ich mich unwillkürlich seiner eigenen Worte: Es thut mir allemal weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Welt hat dergleichen nöthiger als der Himmel \*). — Tief erschüttert spreche ich diese Worte nach, denn ich denke dabei an ihn, den Hingeschiedenen, und stärker als je und schmerzvoller durchbringt mich in diesem Augenblicke der Gedanke, wieviel die Erde verlor, als sie ihn verlor.

---

Seine Verdienste als Staatsdiener, als Lehrer an einer der ersten Hochschulen Deutschlands, als wissenschaftlicher und geistreicher humoristischer

---

\*) Vermischte Schriften, Th. II. S. 436.

Schrieffsteller sind mannichfaltig und ausgebreitet. Schande jedem Deutschen, der auf Bildung Anspruch macht, wenn ihm der Name Lichtenberg fremd ist! — Nicht geringere Achtung verdient er von Seiten seines Charakters, der überhaupt zu den originellsten gehört, mit deren Erklärung je ein Seelenforscher sich beschäftigt hat.

Mit dem Jahre 1770, wo Lichtenberg Professor der Physik an der Universität zu Göttingen wurde, begann seine öffentliche Wirksamkeit. In dem nämlichen Jahre begleitete er zwei junge vornehme Engländer nach London, wo er nicht allein von den Englischen Astronomen mit Achtung aufgenommen wurde, sondern auch das Glück hatte, dem Könige bekannt zu werden. Dieser zeichnete ihn auf mancherlei Weise aus, und ertheilte ihm nach seiner Rückkehr den ehrenvollen Auftrag, die Lage von Hannover, Denabrück und Stade zu messen, welches auch in den Jahren 1772 und 1773 geschah. Die von ihm aufgenommenen Karten ließ er durch die Göttinger Societät der Wissenschaften prüfen, deren Mitglied er war. Im

Jahre 1774 unternahm er eine zweite Reise nach England, und wurde abermals vom Könige mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Sein diesmaliger längerer Aufenthalt, der ihm durch die vertraute Bekanntschaft mit Reinhold und Georg Forster noch angenehmer wurde, hatte den bedeutendsten Einfluß auf die Vielseitigkeit seiner geistigen Ausbildung, und begründete auf immer seine Vorliebe für Britannien. Im folgenden Jahre kehrte er nach Göttingen zurück, und nunmehr bis an seinen Tod war er einer der ausgezeichnetsten Lehrer an dieser Hochschule, der durch seine gründlichen und belebten Vorträge über Experimental-Physik, unterstützt von einem trefflichen Apparate (welchen im Jahre 1789 die Universität an sich kaufte), unendlichen Nutzen stiftete.

Die mathematischen und physikalischen Wissenschaften verdanken ihm viel. Er gewann sie schon frühzeitig lieb, und als er das Gymnasium zu Darmstadt besuchte, hielt er bereits einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästners Anfangsgründe der Mathematik. Im Jahr 1767 stellte

er über das damalige Erdbeben mit höchster Aufmerksamkeit und Genauigkeit Beobachtungen an; eben so beobachtete er mit Kästner am 19. Junius 1769 den Durchgang der Venus durch die Sonne, bedegleichen die Kometen von 1770, 1771 und 1773. Auch entwarf er um diese Zeit sauber gestuchte Mondkarten, und gab den ersten Band von Tobias Mayer's Werken mit Erläuterungen und Karten heraus. Seines Vorgängers *Expliciten's* Kompendium der Physik, welches er seinen Vorlesungen zum Grunde legte, edirte er noch viermal mit Verbesserungen, und bereicherte es jedesmal mit Zusätzen. Ferner entdeckte er die Bildung sternartiger Figuren auf elektrischen Körpern, und die Art, sie hervorzubringen und zu fixiren. Die beiden über diesen Gegenstand ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebenen Abhandlungen befinden sich übersezt nebst Abbildungen in seinen mathematischen und physikalischen Schriften.

Auch sind in dieser Sammlung eine Menge anderer interessanter mathematischer und physikalischer Aufsätze enthalten, z. B. eine Abhandlung

über die Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels, welche Allen die in's Lotto setzen hiermit bestens empfohlen wird.

Universal- und Zentralköpfe, wie Lichtenberg einer war, begnügen sich aber nicht, bloß ein einziges Feld der Wissenschaften zu bearbeiten; ihr Feuergestirnt bringt weiter, und befreundet sich mit Allen, was für den Menschen überhaupt von Interesse ist. Dies war auch bei Lichtenberg der Fall, und dies bezeugen nicht allein die Bemerkungen über die verschiedenartigsten Gegenstände der Philosophie, Pädagogik, Politik, Literatur u., die er in seine sogenannten Memorandum-books (Sudelbücher) hinwarf, ferner seine höchst interessanten Briefe über Garrik und das Englische Theater (Deutsches Museum von 1776 und 1778), in gleichen die vielen in den Göttinger Kalender seit 1778, und in das gemeinschaftlich mit dem jüngern Forster seit 1780 herausgegebene Göttinger Magazin von ihm gelieferten Aufsätze, sondern auch die literarischen Fehden, die er mit mehreren zum

Thell berühmten Männern damaliger Zeit führte, und in welchen er am Ende meistens Sieger blieb.

So gerieth er mit Lavater über dessen Physiognomie in Streit \*); desgleichen mit dem Leib- arzt Zimmermann zu Hannover, der sich zu Lavaters Vertheidiger aufwarf. Mit Lavater ver- söhnte er sich jedoch, als dieser seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte.

Den Nachrunder Tobias Gebhardt in Bamberg, und die ganze Junft, wozu dieser ge- hörte, züchtigte er mit scharfer Satire in zwei Episteln.

\*) Timorus, b. i. Vertheidigung zweier Israelli- ten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen ha- ben, von Konrad Pistorin, der Theologie und helles lettres Kandidaten. Berlin, 1773. — Ueber Physiognomie wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschen- kenntniß. Zweite Auflage, 1778.

Auch den Superintendenten Siehe in Zellerfeld verschonte seine Geißel nicht, weil Se. Wohllehr- würben prophezeit hatten, daß Deutschlands Un- tergang nicht mehr fern sei.

Mit dem als Dichter und Uebersetzer berühm- ten Boff gerieth er wegen der Aussprache des Griechischen ebenfalls in Fehde \*). Der Physiker bot dem Philologen die Spitze.

Ja selbst mit dem bekannten Herrenmeister Phi- ladelphus band er an, und brachte es durch einen satirischen Anschlagzettel dahin, daß derselbe es nicht wagte, seine Kunststücke in Göttingen zu zeigen.

Diese Streitschriften, den erwähnten Anschlag- zettel und die Aufsätze aus dem Kalender und dem Magazin findet man größtentheils beisammen in

\*) Ueber die Pronunziation der Schöpsse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunziation ihrer neuen Brüder an der Elbe, ober über beh, beh, und bäh, bäh. Götting. Magazin 1781. Stück 3.

Lichtenberg's vermischten Schriften, die von seinem Bruder und dem Prof. Kries zu Gotha (Göttingen, b. Dieterich 1800 ff.) herausgegeben wurden.

Allein das meiste und gewiß nicht unverdiente Aufsehen erregte seine ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche mit verschiedenen, aber vollständigen Kopien derselben von C. Niepenhausen, 1794 ff. Fünf Lieferungen \*). Einen geistreichern Erklärer hätte Hogarth \*\*) kaum finden können, denn an Scharfsinn, Menschenkenntniß und Lebendigkeit des Vortrags läßt er die Englischen Kommentatoren Trusler und Ireland weit hinter sich zurück. Es ist ein großer Verlust, daß Lichtenberg diese Erklärungen nicht vollenden konnte, und eben so sehr muß man bedauern, daß der Tod ihn hinderte, mehrere andere Werke auszuführen, wozu er die Pläne bereits entworfen hatte.

\*) Die spätere sind von Bouterweck.

\*\*) Vergl. über H. Biogr. Anecd. of Will. Hogarth, Lond. 1782 und 1784.

Wer wünschte nicht Lichtenberg's Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben, zu lesen? Daß er Willens war, sie zu schreiben, geht aus folgender Aeußerung hervor, die sich in seinen hinterlassenen Papieren fand: Ich habe — sagt er \*) — schon lange an einer Geschichte meines Geistes sowohl, als meines elenden Körpers geschrieben, und das mit einer Aufrichtigkeit, die vielleicht Manchem eine Art Mitschmerz erwecken wird; sie soll mit größerer Aufrichtigkeit erzählt werden, als vielleicht irgend einer meiner Leser glauben wird. Es ist dieses ein noch ziemlich unbetretener Weg zur Unsterblichkeit. Nach meinem Tode wird es der bösen Welt wegen erst herauskommen. — Leider hat er von dieser Selbstbiographie nichts ausgearbeitet. Bloß einige dahin gehörige Fragmente fanden sich unter seinen Papieren, die jedoch in vieler Hinsicht merkwürdig und bedeutungsvoll sind. Späterhin werd' ich auf sie zurückkommen.

\*) Verm. Schr. Th. I. S. XI. der Vorrede.



Nächst dieser Selbstbiographie hatte er sich auch vorgenommen, einen Roman zu schreiben. Die Herausgeber seiner Schriften äußern hierüber Folgendes \*): Dieser Roman scheint eine rechte Lieblingsidee von ihm gewesen zu sein, denn er spricht sehr oft in seinen Tagebüchern davon, und hat sich eine Menge von Gedanken, Charakterzügen, Situationen u. s. w. aufgeschrieben, die er darin ausführen und gebrauchen wollte. Sogar den Tag, wo er den Entschluß dazu faßte, hat er angemerkt; es war den 7. Oktober 1785; also über 13 Jahre vor seinem Tode. Im Allgemeinen sollten die Thorheiten und Mängel unsers Zeitalters den Gegenstand der Satire darin ausmachen, und der Held desselben sollte ein hoppelter Prinz (nämlich zwei zusammengewachsen, wie eine Mißgeburt) seyn, woraus, wie man denken kann, eine Menge lächerlicher und komischer Situationen entstanden wäre. Aber

\*) Verm. Schr. Th. II. Vorr. S. XI.

Schade, daß von Allem diesen nichts ausgeartet ist.

Früher noch scheint er die Absicht gehabt zu haben, ein satirisches Gedicht zu schreiben, denn in seinem Tagebuche hat sich folgende Anmerkung gefunden \*): Gegenstände der Satire in meinem Gedicht: Moden und Trachten, schlechtes Theater, ausländisches Recht, Mangel an Ehrerbietung gegen die Alten, Phlegma der Sußzpflege, Affectation der Studenten, Kriechen der Professoren vor reichen Studenten, Freßerei, Zwangsehen, Unehelichkeit der Kinder außer der Ehe, Mesalliance, Empfindelset, Romane, Mondmanie, geringfügige Ursachen der Kriege, Soldaten, schlechte Heerstrassen, Hazardspiele, Vergessung der ursprünglichen Gleichheit, Eitelprunk in den Zeitungen, Canonisationen, Unwissenheit der Klöster, Möncherei, ausschließende Rechte des Adels zu höhern Aemtern, Anglomanie in den Gärten, Inquisition, Aberglaube des Pöbels.

\*) Verm. Schr. Th. II. Vorr. S. XII.

Lichtenberg hat aber von diesem Gedicht eben so wenig etwas ausgearbeitet, als von der satirischen Biographie eines ehemaligen Göttinger Antiquarius, Namens Kunkel, die er zu schreiben Willens war.

Auch den Parakletor \*) — eine Satire auf die Empfindsamen und Kraftgenies damaliger Zeit — hat er nicht vollständig ausgearbeitet, obgleich er bereits eine sinnreiche Titelvignette dazu erdacht hatte: das Gesicht eines lachenden Satyrs, das durch einen Sperrgucker sieht. Das Objectivglas sollte nach dem Leser gerichtet sein, das Perspektiv aber nach einem andern Gegenstande zu zielen scheinen. Ein Sinnbild der Ironie.

Endlich wollte er auch ein Compendium der Physik schreiben, doch hat er dies ebenfalls nicht zu Stande gebracht, indeß sind die in dieser Absicht von ihm zusammengetragenen Bemerkun-

\*) Verm. Schr. Th. I. Borr. S. XIV. ingleichen S. 65 ff.

gen von den Herausgebern seiner mathematischen und physikalischen Schriften im vierten Bande derselben aufbehalten worden.

Lichtenberg's Charakter war ächt humoristisch. Ernst und Spott, Scherz und tiefe Empfindung zeigen sich in allen seinen Schriften, selbst in den wissenschaftlichen. Mehrere seiner Anmerkungen zu Erlebens Compendium sind äußerst witzig. Auch in seinen mathematischen und physikalischen Schriften trifft man häufig auf Aeußerungen, welche den Humoristen verrathen \*). Seine Schreibart ist kurz, gedankenreich, kraftvoll und lebendig, selbst in den leicht hingeworfenen und für den Druck noch nicht bestimmten Aufsätzen bemerkt man wenig Nachlässigkeit des Styls. Unter den vaterländischen Profalkern gebührt ihm der Rang neben Lessing, Sturz und Engel.

\*) So sagt er z. B. Wb. 4. S. 343: Es ist sehr weise, daß die Fische stumm sind, denn da das Wasser den Schall so außerordentlich fortpflanzt, so würden sie ihr eignes Wort nicht hören.

Verdient Lichtenberg als Staatsbürger und Schriftsteller unsre hohe Achtung, so verdient er sie nicht minder als Mensch und Familienvater. Er war in hohem Grade uneigennützig, gewissenhaft, gefällig, wahrheitsliebend, wohlthätig, streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater. — Die oben erwähnten Fragmente, die er als Vorbereitung zu einer künftigen Selbstbiographie niederschrieb, lassen uns tiefe Blicke in sein Inneres thun. Er verhält sich nicht aus falscher Bescheidenheit seine Tugenden, aber er verschweigt auch seine Fehler nicht.

In einem seiner frühesten Kollektaneenbücher macht er unter der Aufschrift: Charakter einer mir bekannten Person, folgende Schilderung von sich selbst: Ihr Körper — sagt er — ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde, und stände es in ihrem Vermögen, ihn zu ändern, so würde

sie manchen Theilen weniger Relief geben \*). Mit seiner Gesundheit ist dieser Mensch, ohnerachtet sie nicht die beste ist, doch noch immer so ziemlich zufriedener gewesen, und er hat die Gabe, sich gesunde Tage zu Nuße zu machen, in einem hohen Grade. Seine Einbildungskraft, seine treueste Gefährtin, verläßt ihn alsdann nie; er steht hinter dem Fenster, den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt; und wenn der Vorübergehende nichts als den melancholischen Kopfhänger sieht, so thut er sich oft das stille Bekenntniß, daß er im Vergnügen wieder ausgeschweift hat. Er hat nur wenige Freunde; eigentlich ist sein Herz nur immer für Einen gegenwärtigen, aber für mehrere Abwesende offen. Seine Gefälligkeit macht, daß Viele glauben, er sei ihr Freund; er dient ihnen auch, aus Ehrgeiz, aus Menschenliebe, aber nicht aus dem Erlebe, der ihn zum Dienst seiner eigentlichen Freunde treibt. Geliebt hat er nur ein- oder zweimal; das einmahl nicht unglücklich, das and- er

\*) Er hatte einen verwachsenen Körper, wo Unvorsichtigkeit einer Wärterin Schuld war.  
Lichtenberg. 2

glücklich. Er gewann bloß durch Munterkeit und Leichtsinns ein gutes Herz, worüber er nun oft beide vergißt, wird aber Munterkeit und Leichtsinns beständig als Eigenschaften seiner Seele verehren, die ihm die vergnügtesten Stunden seines Lebens verschafft haben; und könnte er sich noch ein Leben und noch eine Seele wählen, so wüßte ich nicht, ob er andere wählen würde, wenn er die seinigen wieder haben könnte. Von der Religion hat er als Knabe schon sehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin gesucht, ein Freigeist zu sein, so wenig als darin, Alles ohne Auswahl zu glauben. Er kann mit Inbrunst beten, und hat den neunzigsten Psalm nie ohne ein unbeschreibliches Gefühl lesen können. Ehe denn die Berge worden u. s. w. ist für ihn unendlich mehr, als: Sing', unsterbliche Seele u. s. w. Für Affemblicen sind sein Körper und seine Kleider selten gut, und seine Gefinnungen selten . . . genug gewesen. Höher als drei Gerichte des Mittags und zwei des Abends mit etwas Wein, und niedriger als täglich Kartoffeln, Kefel, Brot

und auch etwas Wein hofft er nie zu kommen. In beiden Fällen würde er unglücklich sein. Er ist noch allezeit krank geworden, wenn er einige Tage außer diesen Gränzen gelebt hat. Lesen und Schreiben ist für ihn so nöthig, als Essen und Trinken, und er hofft, es werde ihm nie an Büchern fehlen. An den Tod denkt er sehr oft, und nie mit Abscheu; er wünscht, daß er nur Alles mit so vieler Gelassenheit denken könnte, und hofft, sein Schöpfer werde dereinst sanft ein Leben von ihm abfordern, von dem er zwar kein allzuökonomischer, aber doch kein ruchloser Besitzer war." —

Von seinem tiefen Gefühl und seinem religiösen Sinne geben folgende Stellen die rührendsten Beweise:

„Welch ein Unterschied, wenn ich die Worte: Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit — in meiner Kammer ausspreche, oder in der Halle von Westminsters Abtei! Ueber mir

die feierlichen Gewölbe, wo der Tag immer in einer heiligen Dämmerung trauert, unter mir die Nische zusammengesetzter Pracht, der Staub der Könige, und um mich her die Tropfen des Todes! Ich habe sie hier und dort ausgesprochen; in meinem Schlafgemach haben sie mich oft erbaut; ich habe sie von Kindheit an nie ohne Nahrung gebetet, aber hier durchlief mich ein unbeschreibliches, aber angenehmes Grauen; ich fühlte die Gegenwart des Richters, dem ich auf den Flügeln der Morgenröthe selbst nicht zu entriemen vermöchte, mit Thränen, weder der Freude noch des Schmerzes, sondern mit Thränen des unbeschreiblichen Vertrauens zu ihm. Glaubt nicht, ihr, die ihr überall muthmaßet, und mehr muthmaßet als leset, daß ich aus modischer Schwermuth dieses dächte. Ich habe den Young nie ganz lesen können, als es Mode war, ihn zu lesen, und halte ihn noch jezo für einen großen Mann, da es Mode ist, ihn zu tabeln.“ —

„Man klagt so sehr bei jedem Schmerz, und freut sich so selten, wenn man keinen fühlst. Un-

ter die letzte Klasse von Menschen gehöre ich nicht. Wenn ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wenn ich mich zu Bette lege, da habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudenthränen geweint habe, und dieser stille Dank gegen meinen gütigen Schöpfer machte mich noch ruhiger. O, wer so sterben könnte!“ —

„Wenn nur der Scheidepunkt erst überschritten wäre! Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu sein; wo mich der Schoos des mütterlichen Alls und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damals schlief als der Heineberg \*) angepült wurde, als Epikur, Cäsar, Lukrez lebten und schrieben, und Spinoza den größten Gedanken dachte, der je in eines Menschen Kopf gekommen ist \*\*).“ —

\*) Ein Berg bei Göttingen.

\*\*) Verm. Schr. Th. I. S. 16. 44. Th. II. S. 8.

Auffallend ist es dagegen, wenn er an einem andern Orte \*) äußert: er habe zuweilen exercitii gratia den Utheisten gespielt. Eine solche Rolle zu spielen ist allemal gefährlich. Oft wird aus dem leichtem ergößlichen Spiele ein schwerer finsterner Ernst!

Daß Lichtenberg seine Fehler einsah, und sie zu verbessern ernstlich bemüht war, dies bezeugen mehrere Anmerkungen in seinen Tagebüchern. Namentlich macht er sich wiederholte Vorwürfe wegen seiner Aufschlebsucht: „Der Procrastinator — sagt er \*\*) — der Aufschleber, ein Thema zu einem Lustspiel, das wäre etwas für mich zu bearbeiten. Aufschleben war mein größter Fehler von jeher!“ — Und ein andermal \*\*\*): „Wo Vorsorge unnütz war, da hatte ich sie; wo sie aber hätte nützlich sein können, trat der Leichtsinns ein. Kommt Zeit, kommt Rath! dachte ich und

\*) ebend. Th. 1. S. 28.

\*\*) Verm. Schr. Th. 1. S. 36.

\*\*\*) Ebendas. Th. 11. S. 14.

that nichts.“ — Ein Charakter, der sehr viel gemeiner ist, als man glaubt.“ —

Gegen das Ende seines Lebens wurde Lichtenberg unzufrieden mit sich und den Menschen. Er entzog sich ihrer Gesellschaft, war vom Hypochonder geplagt und verließ selten sein Zimmer. Bei Lesung mehrerer Stellen seines Tagebuchs, welche diesen traurigen Gemüthszustand des trefflichen Mannes bezeugen, kann man sich des tiefsten Mitleids nicht erwehren. Ich will blos einige seiner Äußerungen anführen, welche hieher gehören.

„Ueber nichts wünschte ich mehr die geheimen Stimmen denkender Köpfe gesammelt zu lesen, als über die Materie von der Seele; die lauten, öffentlichen verlange ich nicht, die kenne ich schon. Allein die gehören nicht sowohl in eine Psychologie, als in eine Statutenammlung. Was wird noch aus diesem Geschlechte werden, ehe es vergeht? Die Welt kann leicht noch eine Million Jahre so fortrollen, wie bisher, und da

wären 5000 Jahre gerade das, was ein Vierteljahr in dem Leben eines Menschen von 50 ist, kaum  $\frac{1}{2}$  unserer Universitätszeit. Was habe ich das letzte Vierteljahr gethan? Geessen, getrunken, elektrisirt, Kalender gemacht, über eine junge Nahe gelacht, und so sind 5000 Jahre dieser kleinen Welt hingelaufen, die ich bin.“ —

„Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauche auszufangen.“ —

„Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, die da ist, um mich mein Leiden und meine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pathologischer Egoist! Es ist ein höchst trauriger Zustand. Hier muß ich sehen, ob noch Kraft in mir ist, ob ich dieses überwältigen kann, wo nicht, so bin ich verloren. Allein diese Krankheit ist mir schon zur anderen Natur geworden. Wenn mir nur eine Arznei das

erste Differenzial von Stoß gäbe! Pusillanimität ist das rechte Wort für meine Krankheit; aber wie nimmt man sich die? Dies zu lehren, würde Ehrensäulen verdienen.“ —

„D ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich beim Aufgange der Sonne empfinden sollte und wollte, und nichts empfand, aber mit dem Kopfe bald gegen diese, bald gegen die andere Schulter gesenkt und mit blinzenden Augen zuweisen Vieles von Empfindung sprach, und damit nicht bloß Andere, sondern sogar mich selbst betrog. Aber jene Empfindung kam erst in spätern Jahren, und vorzüglich stark von 1790 an, da ich die Sonne öfter aufgehen sah. Vorzüglich waren verstorbene Freunde, zumal die lebverstorbenen, und meine Frau und Kinder der Gegenstand, den mein Herz jetzt umfaßte. Ich habe oft Thränen geweint und bin niedergekniet. Könnte ich doch meinen Entschlüssen mehr Dauer geben! Allein es ist gewiß körperliche Schwäche daran Schuld, Leichtsinns gewiß nicht, ob es mich

gleich sehr schmerzt, daß die Welt vermutlich das einer Wankelmüthigkeit im Charakter zuschreibt; was doch bloß Kränklichkeit ist.“ —

„Am 10. Oktober 1793 schickte ich meiner lieben Frau aus dem Garten eine künstliche Blume aus abgefallenen bunten Herbstblättern. Es sollte mich in meinem jetzigen Zustande darstellen; ich ließ es aber nicht dabel sagen.“ —

„O wie oft habe ich der Nacht gebeicht, in der Hoffnung, daß sie mich absolviren würde, und sie hat mich nicht absolvirt.“ — \*)

Auch an *U h n u n g e n* und *T r ä u m e* glaubte er viel, so freidenkend er sonst war. Nachstehende für den Psychologen merkwürdige Erzählung schrieb er wenige Tage vor seinem Tode in sein Tagebuch \*\*):

\*) Verm. Schr. Th. I. S. 22, 25, 29, 40. Th. II. S. 15.

\*\*\*) Ebenbas. Th. II. S. 23.

„In der Nacht vom 9. auf den 10. Februar (1799) träumte mir, ich speise auf einer Reise in einem Wirthshause, eigentlich auf einer Straße in einer Bude, worin zugleich gewürfelt wurde. Gegen mir über saß ein junger gutgekleideter, etwas windig aussehender Mann, der, ohne auf die umher Sitzenden und Stehenden zu achten, seine Suppe aß, aber immer den zweiten oder dritten Löffel voll in die Höhe warf, wieder mit dem Löffel fing und dann ruhig verschluckte. Was mir diesen Traum besonders merkwürdig macht, ist, daß ich dabei meine gewöhnliche Bemerkung machte, daß solche Dinge nicht können erfunden werden, man müßte sie sehen. (Ich meine, kein Romanenschreiber würde darauf verfallen.) Dennoch hatte ich dieses im Augenblicke erfunden. Bei dem Würfelspiel saß eine lange hagere Frau und strickte. Ich fragte, was man da gewinnen könnte? Sie sagte: Nichts! Und als ich fragte: Ob man was verlieren könnte?



sagte sie: Mein! Dieses hielt ich für ein wichtiges Spiel.“ — —

---

Er hat vollendet. Sein großer Geist schwebt über den Wolken dieses Erdenhals. Seine marternen Zweifel sind aufgelöst, und droben ist ihm klar geworden, was hienieden ihm dunkel war. Segen ihm und seinem Angebenken!

Geschrieben am 24. Februar 1826.

---

II.

B e m e r k u n g e n

über

verschiedene Gegenstände der Philosophie, Psychologie, Moral, Pädagogik, Politik, Literatur, Aesthetik u. s. w.

---

Von

L i c h t e n b e r g ' s

Nachlasse.

---

## Einleitung.

Lichtenberg's Wissbegierde war unbegrenzt. „Wenn es“ — sagt er \*) — „ein Werk von etwa zehn Folianten gäbe, worin in nicht allzu großen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der spekulativen Art, enthielte; wovon jedes etwas zu denken gäbe, und immer neue Klüffschlüsse und Erweiterungen darböte; so glaube ich, könnte ich nach einem solchen Werke auf den Knien nach Hamburg rutschen, wenn ich überzeugt wäre, daß mir nachher Gesundheit und Leben genug übrig bleibe, es mit Muße durchzulesen.“

Zur Vermehrung seiner Kenntnisse, und um den Zusammenhang seiner Gedanken zu probiren, hatte er die Gewohnheit, Alles aufzuschreiben, was ihm Merkwürdiges vorkam. Lustige Ein-

\*) Verm. Schr. Th. II. S. 17.

fälle, komische Ausdrücke, sonderbare Ereignisse, charakteristische Züge, Beobachtungen über sich und Andere, kurz, was ihm des Bemerkens werth war, das schrieb er auf, Alles unter einander, so wie es ihm einfiel. Späterhin bekamen diese Papiere mehr die Form von Tagebüchern; er bemerkte jedesmal den Tag, schrieb auch manche minder wichtige Vorfälle, besonders in seiner Familie, auf, notirte sich die Bücher, die er lesen oder kaufen wollte, machte bisweilen Bemerkungen über seine Gesundheitsumstände, und verglichen. Wenn er über eine Materie öffentlich schreiben wollte, so schrieb er oft seine Gedanken über Zweck, Plan und Anlage des Ganzen, sowie über einzelne Theile derselben vorher in diese Memorandum-books (Sudelbücher, wie er sie nannte) nieder; nicht selten über dieselbe Sache mehreremal; woraus man sieht, wie sehr er bemüht war, sie von allen Seiten zu durchdenken, und auf die schicklichste Weise auszudrücken \*).

\*) Verm. Schriften Th. I. Borr. S. VII.

Vielleicht beurkunden diese in seine Tagebücher hingeworfenen Bemerkungen am deutlichsten Lichtenberg's Scharfsinn und die Universalität seines Geistes. Daher glaube ich am besten zu thun, wenn ich, um die Charakteristik dieses seltenen Mannes zu vervollständigen, zunächst eine Auswahl solcher Bemerkungen folgen lasse.

## I.

## Philosophische Bemerkungen.

## 1.

Ich habe sehr oft darüber nachgedacht, worin sich eigentlich das große Genie von dem gemeinen Haufen unterscheidet. Hier sind einige Bemerkungen. Der gewöhnliche Kopf ist immer der herrschenden Meinung und der herrschenden Mode konform, er hält den Zustand, in dem sich Alles jetzt befindet, für den einzig möglichen, und verhält sich lebend bei Allem. Ihm fällt nicht ein, daß Alles, von der Form der Meublen bis zur feinsten Hypothese hinauf, in dem großen Rathe der Menschen beschlossen worden, dessen Mitglied er ist. Er trägt dünne Sohlen an seinen Schuhen, wenn ihm gleich die spitzen Steine die Füße wund drük-

ten; er läßt die Schuhschnallen sich durch die Mode bis an die Zehen rücken, wenn ihm gleich der Schuh öfters stecken bleibt; er denkt nicht daran, daß die Form des Schuhs so gut von ihm abhängt, als von dem Narren, der sie auf elendem Pflaster zuerst dünne trug. Dem großen Genie fällt überall ein: Könnte dieses nicht auch falsch sein? Es bleibt seine Stimme nie ohne Ueberlegung. Ich habe einen Mann von großen Talenten gekannt, dessen ganzes Meinungen-System, so wie sein Meublen-Vorrath, sich durch eine besondre Ordnung und Brauchbarkeit unterschied; er nahm nichts in sein Haus auf, wovon er nicht den Nutzen deutlich sah. Etwas anzuschaffen, bloß weil es andre Leute hatten, war ihm unmöglich. Er dachte: so hat man ohne mich beschlossen, daß es sein soll, vielleicht hätte man anders beschlossen, wenn ich dabel gewesen wäre. — Dank sei es diesen Männern, daß sie zuweilen wenigstens einmal schütteln, wenn es sich setzen will, wozu unsere Welt noch zu jung ist. Chinesen dürfen wir noch nicht werden. Wären die Nationen ganz von einander ge-

trennt, so würden vielleicht Alle, obgleich auf verschiedenen Stufen der Vollkommenheit, zu dem chinesischen Stillstand gelangt sein.

2.

„Ich glaube“ — so sollte man Alles anfangen, was man durch eignes Nachdenken herausbringt, und was nicht ein Gegenstand der Rechnung ist. Ich glaube, daß mancher Kopf mehr thun könnte, als er thut, weil er sich einmal darein ergeben hat, daß es ihm an Fähigkeiten fehlt. Andere, die viel Neues gesehen haben, haben vielleicht nicht mehr Fähigkeiten, aber mehr Industrie. Daher kann man einem jeden Philosophen den Spruch nicht genug empfehlen: Sei munter und wachet!

3:

Menschliche Philosophie überhaupt ist die Philosophie eines einzelnen gewissen Menschen durch die Philosophie der Andern, selbst der Narren, corrigirt, und dies nach den Regeln einer vernünftigen Schätzung der Grade der Wahrscheinlich-

keit. Sätze, worüber alle Menschen überein kommen, sind wahr; sind sie nicht wahr, so haben wir gar keine Wahrheit. Andere Sätze für wahr zu halten, zwingt uns oft die Versicherung solcher Menschen, die in der Sache viel gelten, und jeder Mensch würde das glauben, der sich in eben den Umständen befände. Sobald dieses nicht ist, so ist eine besondere Philosophie da, und nicht eine, die im Rath der Menschen ausgemacht ist. Aberglaube selbst ist Lokalphilosophie; er giebt seine Stimme auch.

4.

Ich bin überzeugt, wenn Gott einmal einen solchen Menschen schaffen wollte, wie ihn sich die Magister und Professoren der Philosophie vorstellen, er müßte den ersten Tag ins Tollhaus gebracht werden. Man könnte daraus eine wichtige Fabel machen: Ein Professor blühet sich von der Vorsicht aus, ihm einen Menschen nach dem Willen seiner Psychologie zu schaffen; sie thut es, und er wird ins Tollhaus gebracht.

5.

Der Mensch sucht Freiheit, wo sie ihn unglücklich machen würde — im politischen Leben, und verwirft sie, wo sie ihn glücklich macht, und hängt Anderer Meinungen blindlings an. Der Religions- und Systems-Despotismus ist der fürchterlichste unter allen. Der Engländer, der wider das Ministerium schimpft, ist ein Sklave der Opposition, und die meisten Menschen sind Sklaven der Mode und alberner Gebräuche.

6.

Seitdem man Wissenschaft zu nennen beliebt, Anderer thörichte Meinungen zu kennen, die man vielleicht aus einer einzigen Formel nach den Regeln einer ganz mechanischen Erfindungskraft herleiten könnte, und sich überall durch Mode, Gewohnheit, Ansehen und Interesse leiten läßt, seltdem ist dem Menschen die Lebenszeit zu kurz geworden.

7.

In einer so zusammengesetzten Maschine, als diese Welt, spielen wir, dünkt mich, aller unse-

rer kleinen Mitwirkung ungeachtet, was die Hauptsache betrifft, immer in einer Lotterie.

8.

Daß die Seele nach dem Tode übrig bleibt, ist gewiß erst geglaubt, und hernach bewiesen worden. Dieses zu glauben, ist nicht seltsamer, als Häuser für einen einzigen Mann zu bauen, worin ihrer Hundert Platz haben, ein Mädchen eine Göttin, und ein gekröntes Haupt unsterblich zu nennen. Der Mensch ist kein künstlicheres Geschöpf, als die andern; er weiß es nur, daß er es ist, und daraus läßt sich Alles erklären; und wir thun wohl, diese Eigenschaft unsers Geistes allen übrigen Eigenschaften eines Geistes vorzuziehen, da wir in der Welt die einzigen sind, die uns dieses streitig machen könnten.

9.

Wenn Scharfsinn ein Vergrößerungsglas ist, so ist der Witz ein Verkleinerungsglas. Glaubt ihr denn, daß sich Entdeckungen bloß mit Vergrößerungsgläsern machen lassen? Ich glaube, mit Ver-

Kleinerungsgläsern oder wenigstens durch ein ähnliches Instrument in der intellektuellen Welt sind wohl mehr Entdeckungen gemacht worden. Der Mond sieht durch ein verkehrtes Fernrohr wie die Venus aus, und mit bloßen Augen wie die Venus durch ein gutes Fernrohr in seiner rechten Lage. Durch ein gemeines Opernglas würden die Plejaden wie ein Nebelstern erscheinen. Die Welt, die so schön mit Gras und Blumen bewachsen ist, hält ein höheres Wesen, als wir, vielleicht eben deswegen für verschimmelt. Der schönste gestirnte Himmel sieht uns durch ein umgekehrtes Fernrohr leer aus.

10.

Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.

11.

Die Wahrheit hat tausend Hindernisse zu überwinden, um unbeschädigt zu Papier zu kommen, und von Papier wieder zu Kopf. Die Lügner sind ihre schwächsten Feinde. Der enthusiastische Schrift-

steller, der von allen Dingen spricht, und alle Dinge ansieht, wie andere ehrliche Leute, wenn sie einen Hieb haben; ferner, der superfeine erkünstelte Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes, wie Engel in einer Monade, sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will; der gute fromme Mann, der überall aus Respekt glaubt, nichts untersucht, was er vor dem funfzehnten Jahre gelernt hat, und sein bißchen Untersuchtes auf untersuchtem Grund baut — das sind gefährliche Feinde der Wahrheit.

12.

Das Gute und Zweckmäßige in der Welt geht unaufhaltfam fort. Wenn es daher in der menschlichen Natur liegt, daß z. B. die christliche Religion endlich einmal wieder zu Grunde geht, so wird es geschehen, man mag sich dawider setzen oder nicht. Das Zurückgehen und Hemmen auf eine kurze Zeit ist nur ein unendlich kleiner Wogen in der Linse. Nur ist es Schade, daß gerade wir die Zuschauer sein müssen und nicht eine an-

dere Generation. Es kann es uns also Niemand verdenken, wenn wir soviel als möglich arbeiten, unsere Zeiten nach unsern Köpfen zu formen. Ich denke immer, wir auf dieser Kugel dienen zu einem Zweck, dessen Erreichung eine Zusammenerschöpfung des ganzen menschlichen Geschlechts nicht verhindern könnte.

13.

Es wäre nicht gut, wenn die Selbstmörder oft mit der eigentlichen Sprache ihre Gründe angeben könnten; so aber reduziert sie sich jeder Hörer auf seine eigene Sprache, und entkräftet sie nicht sowohl dadurch, als macht ganz andere Dinge daraus. Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will. Wer da weiß, was Gedankenstein ist, der wird mir Beifall geben. Desters allein zu sein, und über sich selbst zu denken, und seine Welt aus sich zu machen, kann uns großes Vergnügen gewähren, aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist. Es ist da-

her gut, sich durch einen Freund oder eine Freundin wieder an die Welt anzuhaken, um nicht ganz abzufallen.

14.

Bei unserm frühzeitigen und oft gar zu häufigen Lesen, wodurch wir so viel Materialien erhalten, ohne sie zu verbauen, was die Folge hat, daß das Gedächtniß gewohnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen — da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wieder zu geben, sich aus dem Schutt fremder Dinge heraus zu finden, selbst anzufangen zu fühlen und selbst zu sprechen, und (ich möchte fast sagen) auch einmal selbst zu existiren.

15.

Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Ueberlegung, daß die Lehre Christi, gesäubert vom Pfaffengeschmiere, und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt



am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu befördern. Allein ich glaube auch, daß es noch ein System giebt, das ganz aus der reinen Vernunft erwächst, und eben dahin führt; allein es ist nur für geübte Denker, und gar nicht für den Menschen überhaupt; und fände es auch Eingang, so müßte man doch die Lehre Christi für die Ausübung wählen. Christus hat sich zugleich nach dem Stoff bequemt, und dies zwingt selbst dem Atheisten Bewunderung ab. (In welchem Verstande ich hier das Wort Atheist nehme, wird jeder Denker fühlen.) Wie leicht müßte es einem solchen Geiste gewesen sein, ein System für die reine Vernunft zu erdenken, das alle Philosophen völlig befriedigt hätte! Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es gar nicht verstanden hätte, und so etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken, und in der Todesstunde aufzurichten? Ja, was würden nicht die Jesuiten aller Setten und aller Völker daraus gemacht haben? Was die Menschen leiten soll,

muß wahr, aber Allen verständlich sein; wenn es ihm auch in Bildern beigebracht wird, die er sich bei jeder Stufe der Erkenntniß anders erklärt.

16.

Anstatt daß sich die Welt in uns spiegelt, sollten wir vielmehr sagen, unsere Vernunft spiegelt sich in der Welt. Wir können nicht anders, wir müssen Ordnung und weise Regierung in der Welt erkennen, dies folgt aus der Einrichtung unserer Denkkraft. Es ist aber noch keine Folge, daß etwas, was wir notwendig denken müssen, auch wirklich so ist, denn wir haben von der wahren Beschaffenheit der Außenwelt gar keinen Begriff; also daraus allein läßt sich kein Gott erweisen.

17.

Die Menschen glauben schwerer an Wunder, als an Traditionen von Wundern, und mancher Türke, Jude u. s. w. der sich jetzt für seine Traditionen todt schlagen ließe, würde bei dem Wunder selbst, als es geschah, sehr kaltblütig geblieben sein. Denn in dem Augenblicke, da das Wunder

geschlecht, hat es kein anderes Ansehen, als das ihm sein eigener Werth giebt; es physisch erklären, ist noch keine Freidenkerrei, so wenig als es für Betrug halten, Blasphemie. Ueberhaupt ein Faktum läugnen, ist an sich etwas Unschuldiges; es wird nur in der Welt gefährlich insofern, als man Andern dadurch widerspricht, die seine Unläugbarkeit in Schutz genommen haben. Manche Sache, die an sich sehr unwichtig ist, wird dadurch wichtig, daß sich Leute von Ansehen ihrer annehmen, die man für wichtig hält, ohne eigentlich zu wissen warum. Wunder müssen in der Ferne gesehen werden, wenn man sie für wahr, so wie Wolken, wenn man sie für feste Körper halten soll.

18.

Schon vor vielen Jahren habe ich gedacht, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten Wesens sein könne, und noch kann ich von dem Gedanken nicht zurück kommen. Es ist eine Thorheit zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre.

Denkt man sich ja doch den Himmel so. Von Prüfungszeit, von allmählicher Ausbildung zu reden, heißt sehr menschlich von Gott denken und ist bloßes Geschwätz. Warum sollte es nicht Stufen von Gekstern bis zu Gott hinauf geben, und unsere Welt das Werk von einem sein können, der die Sache noch nicht recht verstand, ein Versuch? Ich meine unser Sonnensystem, oder unser ganzer Nebelstern, der mit der Milchstraße aufhört. Vielleicht sind die Nebelsterne, die Herschel gesehen hat, nichts als eingelieferte Probestücke, oder solche, an denen noch gearbeitet wird. Wenn ich Krieg, Hunger, Armuth und Pestilenz betrachte, so kann ich unmöglich glauben, daß Alles das Werk eines höchst weisen Wesens sei; oder es muß einen von ihm unabhängigen Stoff gefunden haben, von welchem es einigermassen beschränkt wurde; so daß dieses nur respektive die beste Welt wäre, wie auch schon häufig gelehrt worden ist.

2.

„Es giebt hundert Witzige gegen einen, der Verstand hat“ — ist ein wahrer Satz, womit sich mancher wihlose Dummkopf beruhigt, der bedenken sollte — wenn das nicht zu viel von einem Dummkopf gefordert heißt — daß es wieder hundert Leute, die weder Witz, noch Verstand haben, gegen einen gebe, der Witz hat.

3.

Was geht es dich an, was der Grund jener guten That bei diesem Manne gewesen sein mag? War auch nicht Neid die Quelle derselben, so kann es doch das Vergnügen beneidet zu werden gewesen sein — also, nicht der eigene Neid, sondern der Neid Anderer.

4.

Glaubt ihr etwa, eure Ueberzeugung habe ihre Stärke den Argumenten zu danken? Ihr irrt sicherlich, sonst müßte jeder, der sie hört, überzeugt werden, so gut als ihr. Voltaire ist verblendet, sagen die Theologen; und er sagt: ihr seid verblendet.

II.

Psychologische Bemerkungen.

1.

Vergangener Schmerz ist in der Erinnerung angenehm, vergangenes Vergnügen auch, künftiges Vergnügen wieder, auch gegenwärtiges. Also ist's nur der zukünftige und gegenwärtige Schmerz, was uns quälet — ein merkliches Uebergewicht von Seiten des Vergnügens in der Welt, das noch dadurch vermehrt wird, daß wir uns beständig Vergnügen zu verschaffen suchen, dessen Genuß wir in vielen Fällen mit ziemlicher Gewißheit voraussehen können, dahingegen der noch künftige Schmerz weit seltener vorausgesagt werden kann.

blendet. Da sie aber nicht gerichtlich darthun können, daß sie mehr Vernunft haben als er, und er mehr Weltkenntniß und Philosophie besitzt, als sie, so ist noch ein Uebergewicht auf seiner Seite. Man kann so gut für, als wider einen Satz verblendet sein. Gründe sind meistens nur Ausführungen von Ansprüchen, wodurch man etwas, das man in jedem Fall doch gethan haben würde, zu verteidigen und ihm einen Anstrich von Rechtmäßigkeit und Vernunftmäßigkeit zu geben sucht. Es scheint, die Natur habe eine so nöthige Sache, als ihr die Ueberzeugung beim Menschen war, nicht gern auf Vernunftschlüsse allein ankommen lassen wollen, indem diese leicht betrüglisch sein können. Der Erleb kommt uns, dem Himmel sei es gedankt! oft schon über den Hals, wenn wir mit dem Beweis der Nützlichkeit und Nöthigkeit noch nicht zur Hälfte fertig sind.

5.

Wir finden nur alsdann Vergnügen, wo wir Absicht bemerken; wenigstens ist das der Fall bei den Gegenständen des Auges und des Ohres: der

Flügel eines Schmetterlings gefiel uns anfangs wegen der regelmäßigen Farben; bald wurden wir dies gewohnt und nun gefällt er uns wieder, wenn wir sehen, daß er aus Federn besteht. So gefällt uns der Quarz mehr als der unförmliche Sandstein. Wir müssen daher das Regelmäßige und Zweckmäßige in den Dingen aufsuchen, um uns Vergnügen zu erwecken.

6.

Warum die Menschen so wenig behalten können, was sie lesen, davon ist der Grund, daß sie so wenig selbst denken. Wenn jemand das, was Andere gesagt haben, gut zu wiederholen weiß, so hat er gewiß selbst viel nachgedacht; es sei denn, daß sein Kopf ein bloßer Schrittzähler wäre, und dergleichen sind manche Köpfe, die des Gedächtnisses wegen Aufsehen machen.

7.

Wir leben und empfinden so gut im Traum, als im Wachen, und das Eine macht so gut als das Andere einen Theil unserer Existenz aus. Es ge-

hört unter die Vorzüge des Menschen, daß er träumt, und es weiß. Man hat schwerlich noch den rechten Gebrauch davon gemacht. Der Traum ist ein Leben, das mit unserm übrigen zusammenge-  
sezt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verfließen sich in unsern Wachen allmählig herein, und man kann nicht sagen, wo das eine anfängt und das andre aufhört.

8.

Es giebt wenig Menschen, die nicht manche Dinge glauben sollten, die sie bei genauerer Ueberlegung nicht verstehen würden. Sie thun es bloß auf das Wort mancher Leute, oder denken, daß ihnen die Hülfsmittel fehlen, mit deren Erlangung alle Zweifel würden gehoben werden. So ist es möglich, daß ein Satz allgemein geglaubt werden kann, dessen Wahrheit noch kein Mensch geprüft hat.

9.

Daß wir uns im Traume selbst sehen, kommt daher, daß wir uns oft im Spiegel sehen, ohne

darin zu denken, daß es im Spiegel ist. Es ist aber im Traume die Vorstellung lebhafter und das Bewußtsein und Denken geringer.

10.

Es giebt viele Bemerkungen, die man sich öfters aus falscher Philosophie bekannt zu machen schämt, so wie man auch, wenn man Englisch oder Französisch lernt, aus falscher Scham manche Lüge nicht nachspricht, ob man es gleich könnte. Ich lag einmal in meiner Jugend des Abends um 11 Uhr im Bette und wachte ganz helle, denn ich hatte mich eben erst niedergelegt. Auf einmal wandelte mich eine Angst wegen Feuer an, die ich kaum bändigen konnte, und mich dünkte, ich fühlte eine immer zunehmende Wärme an den Füßen, wie von einem nahen Feuer. In dem Augenblicke fing die Sturmglocke an zu schlagen, und es brannte, aber nicht in meiner Stube, sondern in einem ziemlich entfernten Hause. Diese Bemerkung habe ich, soviel ich mich jetzt erinnern kann, nie erzählt, weil ich mir nicht die Nähe geben wollte, sie durch Versicherungen gegen das Lächerli-

che, das sie an sich zu haben scheint, und mich gegen die philosophische Herabsehung mancher der Gegenwärtigen zu schützen.

11.

Vieles Lesen macht stolz und pedantisch; viel sehen macht weise, verträglich und nützlich. Der Leser baut eine einzige Idee zu sehr aus; der andere (der Weltseher) nimmt von allen Ständen etwas an, modellirt sich nach Allen, steht wie wenig man sich in der Welt um den abstrakten Gelehrten bekümmert, und wird ein Weltbürger.

12.

Es ist ganz gewiß, daß einem zuweilen ein Gedanke gefällt, wenn man liegt, der einem nicht mehr gefällt, wenn man steht.

13.

Warum kann man sich den Schlaf nicht abgewöhnen? Man sollte denken, da die wichtigsten Verrichtungen des Lebens ununterbrochen fortgehen, und die Werkzeuge, wodurch sie geschehen, nie ruhen und schlafen, wie das Herz, die Eingeweide,

weibe, die lymphatischen Gefäße; so wäre es auch nicht nöthig, daß man überhaupt schlafe. Also die Werkzeuge, welche die Seele als solche am meisten zu ihren Verrichtungen nöthig hat, werden in ihrer Thätigkeit unterbrochen. Ich möchte wohl wissen, ob der Schlaf je in dieser Rücksicht betrachtet worden ist. Warum schläft der Mensch? Der Schlaf scheint mir mehr ein Ausruhen der Gedankenwerkzeuge zu sein. Wenn ein Mensch sich körperlich gar nicht angriffe, sondern nur nach seiner größten Gemächlichkeit seinen Geschäften folgte, so würde er doch am Ende schläfrig werden. Dieses ist wenigstens ein offenes Zeichen, daß kein Wachen mehr ausgegeben, als eingenommen wird; und dieser Ueberschuß läßt sich, wie alle Erfahrung lehrt, im Wachen nicht ersetzen. Was ist das? Was ist der Mensch im Schlaf? Er ist eine bloße Pflanze; und also muß das Meisterstück der Schöpfung zuweilen eine Pflanze werden, um einige Stunden am Tage das Meisterstück der Schöpfung repräsentiren zu können. Hat wohl Jemand den Schlaf als einen Zustand betrachtet, der uns mit

den Pflanzen verbindet? Die Geschichte enthält nur Erzählungen von wachenden Menschen; sollten die von schlafenden minder wichtig sein? Der Mensch thut freilich alldann wenig, aber gerade da hätte der wachende Psychologe am meisten zu thun.

Die Nerven spitzen sich gegen das Ende zu, und machen das aus, was wir sinnliche Werkzeuge nennen. Es sind die Enden, die nach außen stehen, und die Eindrücke der Welt empfangen. Diese sind vermuthlich ohne unser Wissen beschäftigt und beständig wach. Es giebt also bei dem Menschen, von der Spitze der Nervenfasern an nach innen zu gerechnet, eine Schicht, die beständig in Arbeit ist, und vermuthlich, während sie in Arbeit ist, der Seele Begriffe zuzuführen, nicht auch in Arbeit sein kann, sich selbst zu erhalten und das Bekörpere zu versehen. Diese Theile ruhen also in dem Zeitraume des Ersehens. Wir scheinen nur zu fühlen, wenn wir wirken, nicht wenn wir für die Wirkung sammeln. Was wir dann empfinden, ist vielleicht blos Empfinden des

Wohlbefindens. Es wird nicht zu Gedanken, es ist blos Gefühl von Stärke, oder doch Gemächlichkeit.

Unsere ganze Geschichte ist blos Geschichte des wachenden Menschen; an die Geschichte des schlafenden hat noch Niemand gedacht. Die Gedankenwerkzeuge scheinen am leichtesten zu ermüden zu sein; es sind die feinsten Spitzen. Daher denkt der Mensch im gesunden Schlaf gar nicht. Ich wiederhole es noch einmal: Gebrauch und Ersatz scheinen einander in den feinsten Spitzen entgegen zu wirken; wo Ersatz der Nerven bereitet wird, findet keine Empfindung statt. Diejenigen Theile, die mehr nach innen liegen, sind blos zur Erhaltung, nicht zum Empfangen und zur Gegenwirkung. So liesse sich die Nothwendigkeit eines Schlafs a priori demonstrieren. Feine Theile, die durch gröbere ersetzt werden müssen, können ihren Dienst nicht leisten, während sie in Ausbesserung begriffen sind.

strument, womit wir empfinden und urtheilen, unterworfen sein kann. Vorsichtigkeit im Urtheilen ist, was heutzutage Allen und Jedem zu empfehlen ist. Gewönnen wir alle zehn Jahre nur eine unstreitige Wahrheit von jedem philosophischen Schriftsteller, so wäre unsere Ernte immer reich genug.

4.

Es giebt eine Art, das Leben zu verlängern, die ganz in unserer Macht steht: Frühaufstehen, zweckmäßiger Gebrauch der Zeit, Wahlung der besten Mittel zum Entzweck, und wenn sie gewählt sind, muntere Ausführung. Auf diese Art kann man sehr alt werden, sobald man das Leben nicht nach dem Kalender schätzt; aber was das Beste ist, so wird auch jenes Leben, das wir mit Kalendern ausmessen, durch das, wovon Werkdienst der Maasstab ist, verlängert. Wenn man einmal eine Arbeit vor hat, so ist es gut, bei der Ausführung sich nicht gleich das Ganze vorzustellen, denn dieses hat, bei mir wenigstens, viel Niederschlagen-

III.

Moralische Bemerkungen.

1.

Die Sanduhren erinnern nicht bloß an die schnelle Flucht der Zeit, sondern auch zugleich an den Staub, in welchen wir dereinst zerfallen werden.

2.

Die Furcht vor dem Tode, die den Menschen eingeprägt ist, ist zugleich ein großes Mittel, des sich der Himmel bedient, sie von vielen Unthaten abzuhalten; denn Vieles wird aus Furcht vor Lebensgefahr oder Krankheit unterlassen.

5.

Weiser werden, heißt: immer mehr und mehr die Fehler kennen lernen, denen dieses In-



bes, sondern man arbeite an dem, was man gerade vor sich hat, und wenn man damit fertig ist, gehe man an das Nächste. — Eine Sache den Augenblick anfangen, und nicht eine Minute, viel weniger eine Stunde oder einen Tag aufschieben, ist ebenfalls ein Mittel, die Zeit zu strecken.

5.

Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln, aber man muß nur nicht den Mann deswegen tadeln.

6.

Sich recht anschauend vorstellen zu lernen, daß Niemand vollkommen glücklich ist, ist vielleicht der nächste Weg, vollkommen glücklich zu werden. Es ist freilich Niemand ganz glücklich, aber es giebt sehr viele Stufen in unserm Leben; und das ist das Uebel.

7.

Wohl die Menschen sehr geneigt zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind, und gemeinlich

das, was um 5 Uhr des Morgens vor sich gehen soll, erst um 6 Uhr geschieht; so kann man sicher darauf rechnen, daß man die Oberhand in einer Sache behält, wenn man Alles ohne den geringsten Verzug unternimmt.

8.

Es ist gewiß ein sicheres Zeichen, daß man besser geworden ist, wenn man Schulden so gerne bezahlt, als man Geld einnimmt.

9.

Es giebt eine gewisse Jungfernschaft der Seele bei den Mädchen, und eine moralische Entjungferung; diese findet bei Vielen schon sehr frühzeitig statt.

10.

Wenn ich je eine Predigt drucken lasse, so ist es über das Vermögen Gutes zu thun, das Jeder besitzt. Der Hecker hole unser Dasein hienieden, wenn nur allein der Kaiser Gutes thun könnte. Jeder ist ein Kaiser in seiner Lage.

11.

Das Wort Gottesdienst sollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern bloß von guten Handlungen gebraucht werden.

12.

Der Glaube an einen Gott ist Instinkt, er ist dem Menschen natürlich, sowie das Gehen auf zwei Beinen; modifizirt wird er freilich bei Manchen, bei Manchen gar erstickt; aber in der Regel ist er da, und ist zur innern Wohlgestalt des Erkenntnisvermögens unentbehrlich.

13.

Eine der schwersten Künste für den Menschen ist wohl die, sich Muth zu geben. Diejenigen, denen er fehlt, finden ihn am ersten unter dem mächtigen Schutz eines, der ihn besitzt, und der uns dann helfen kann, wenn Alles fehlt. Da es nun so viele Leiden in der Welt giebt, denen mit Muth entgegen zu gehen kein menschliches Wesen einem Schwachen Kraft genug geben kann, so ist die Religion vortreflich. Sie ist eigentlich die Kunst, sich

durch den Gedanken an Gott, ohne andere weitere Mittel, Trost und Muth im Leiden zu verschaffen, und Kraft demselben entgegen zu arbeiten. Ich habe Menschen gekannt, denen ihr Glück ihr Gott war. Sie glaubten an ein Glück, und der Glaube gab ihnen Muth. Muth gab ihnen Glück, und Glück Muth. Es ist ein großer Verlust für den Menschen, wenn er die Ueberzeugung von einem weisen, die Welt lenkenden Wesen verloren hat. Ich glaube, es ist dieses eine nothwendige Folge alles Studiums der Philosophie und der Natur. Man verliert zwar den Glauben an einen Gott nicht, aber es ist nicht mehr der hilfreiche Gott unserer Kindheit; es ist ein Wesen, dessen Wege nicht unsere Wege, und dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind, und damit ist dem Hülflosen nicht sonderlich viel gedient.

14.

Es ist für des Menschen Rechtfertigung hinreichend, wenn er so gelebt hat, daß er seiner

Tugenden wegen Vergebung für seine Fehler verdient.

15.

Je größer der Mann ist, desto strafbarer ist er, wenn er Fehler Anderer ausplaudert, die er erkennt. Wenn Gott die Heimsüchtheiten der Menschen bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen. Es wäre, als wenn man die Gedanken Anderer sehen könnte. Wohl dem Menschen, der keinen Ausplauderer hat, der ihm an Kenntnissen überlegen ist.

16.

Wenn doch nur der zehnte Theil der Religion und Moral, die in Büchern steht, in den Herzen stände! Aber so geht es fast durchaus: der größte Theil von menschlicher Weisheit wird bald nach seiner Erzeugung auf den Depositorien zur Ruhe gebracht. Daher einmal Jemand dieses Wort nicht vom Lateinischen reponere, sondern unmittelbar vom Französischen repos herleiten wollte.

17.

Was die wahre Freundschaft und noch mehr das glückliche Band der Ehe so entzückend macht, ist die Erweiterung seines Ichs und zwar über ein Feld hinaus, das sich im einzelnen Menschen durch seine Kunst schaffen läßt. Zwei Seelen, die sich vereinigen, vereinigen sich doch nie so ganz, daß nicht immer noch der beiden so vortheilhafte Unterschied bliebe, der die Mittheilung so angenehm macht. Wer sich sein eigenes Leiden klagt, klagt es sicherlich vergeblich; wer es der Frau klagt, klagt es einem Selbst, das helfen kann, und schon durch die Theilnahme hilft. Und wer gern sein Verdienst gerühmt hört, findet ebenfalls in ihr ein Publikum, gegen welches er sich rühmen kann, ohne Gefahr sich lächerlich zu machen.

18.

Viele Menschen setzen die Tugend mehr im Vermeiden der Fehler, als im Vermischen derselben.

dazu, seine ungekünstelte Bescheidenheit von heimlichem Stolz und seine Kürze in Allem vom Trog unterscheiden.

2.

Es giebt eine gewisse Art Menschen, die mit Jedermann leicht Freundschaft machen, ihn eben so bald wieder hassen und wieder lieben. Stellt man sich das menschliche Geschlecht als ein Ganzes vor, wo jeder Theil in seine Stelle paßt, so werden dergleichen Menschen zu solchen Ausfülltheilen, die man überall hinwerfen kann. Man findet unter dieser Art von Leuten selten große Genies, ohnerachtet sie am leichtesten dafür gehalten werden.

3.

In den höflichen Städtchen ist es unmöglich etwas in der Weltkenntniß zu thun. Alles ist da so höflich ehrlich, so höflich groß und so höflich betrügerisch, daß man selten böse genug werden kann, um eine Satire zu schreiben. Die Leute verdienen immer Mitleiden. Kurz, es fehlt Allen die Stärke.

## IV.

## Beobachtungen über den Menschen.

1.

Der schmeichlerische Glende, ich möchte fast sagen der Feigherzige, der unter jedem Streich des Schicksals winselt, der sich mit demüthigen Gebehrenden naht, Brot fordert, und sich auf Gnade und Ungnade seinem Wohlthäter ergiebt, ist leicht erkannt; der Jagdjunker im Vorbefspringen versteht Miene Sprache genug, ihn zu kennen. Der andere, stille, nur für ein paar Statkonen geschaffene Mann, dessen Glend nicht geschwähig ist, der mehr denkt, und wo er auch immer an der gemeinen Last angespannt wird, besser zecht, ist schwerer zu kennen. Es gehört ein geübtes Auge

4.

Es ist ein wahres Vergnügen, eine Kofette zu sehen, wie sie sich sträubt und häumt und wendet, und nicht über die Linie hinüber will, die die alte Frau von der jungen scheidet. Sie arbeitet mit Nadeln und Waschen, mit Schönpflasterchen und Puz immer dem Alter entgegen, das sie hinüber ziehen will, bis sie endlich, wenn sie sehen, daß man zu glauben anfängt, sie wären schon hinüber, wirklich nachgeben und hinübergehen.

5.

Der Mensch hat einen unüberstehlichen Trieb zu glauben, man sehe ihn nicht, wenn er nichts sieht — wie die Kinder, die die Augen zushalten, um nicht gesehen zu werden.

6.

Es giebt Leute von unschätzblicher Gemüthsart, aber doch babei eitel, die immer von ihrer Ehrlichkeit reden, und die Sache fast wie eine Profession treiben, und mit einer so prahlenden Bescheidenheit von ihrem Verdienst zu schwärmen wis-

sen, daß einem die Geduld über den immer wachsenden Gläubiger ausgeht.

7.

Ich wollte lieber das Wort superflüg gemacht haben, als irgend eines; es macht seinem Zusammensetzer zuverlässig Ehre. Es giebt Leute, die sich angewöhnt haben, über Alles Reflexionen anzustellen, nicht weil ihnen die Sachen natürlich einfallen, sondern weil sie es erkünsteln — ein Verfahren, das der Philosophie nicht das Geringste nützt. Es sind (so zu reden) Wunder in der Welt der Ideen, auf die man nicht rechnen kann. Da dergleichen Leute immer Ursachen angeben, weil sie es für ihre Pflicht ansehen, oder für schön halten, so verfehlen sie fast allemal das Natürliche, denn das Schwere, Weltthergeholte schmickelt dem Stolze, aus welchem sie es thun, mehr als das Natürliche. Hierin liegt auch der Grund davon, daß uns die großen Entdeckungen so leicht zu machen scheinen, wenn sie gemacht sind. Der eigentliche Verständige hingegen, der nicht so viel lebhaften Will hat, oder ihm wenigstens nicht gleich

traut, schließt so, weil er hohe Ursache hat, so zu schließen: durch Ähnlichkeit sind mir Tausende verwandt, durch nahe Blutsfreundschaft nur Wenige. Versteht Ihr mich? Daher urtheilen Frauenzimmer so vernünftig — (wenn sie erst einmal besser werden erzogen werden, so wird es schon anders werden) — das haben unsere Vorfahren eingesehen, und sie bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Die Gallier glaubten sogar, es sei etwas Göttliches in ihnen. Ihr Gefühl für das wahre Schöne hängt mit jenem zusammen, so wie das Superkluge mit einem Vergnügen am Sonderbaren verbunden ist. Der Kluge wird nie superklug, hingegen kann der Superkluge, wenn er aufhört aus dem Erfinden ein Geschäft zu machen und viel vernünftige Sachen liest, wofern er sich nicht gar zu sehr verfliegen hat, am Ende klug werden.

8.

Der Stolz des Menschen ist ein seltsames Ding, es läßt sich nicht so leicht unterdrücken, und guckt, wenn man das Loch A zugestopft hat, ehe

man sich versteht, zu einem andern Loch B wieder heraus, und hält man dieses zu, so steht es hinter dem Loch C u. s. w.

9.

Es ist sonderbar, daß diejenigen Leute, die das Geld am liebsten haben, und am besten zu Rathe halten, gerne im Diminutivo davon sprechen. „Da kann ich doch meine 600 Thalerchen dabei verdienen“ — „ein hübsches Sümchen!“ — Wer so sagt, schenkt nicht leicht ein halbes Thalerchen weg.

10.

Manche Menschen äußern schon eine Gabe, sich dumm zu stellen, ehe sie klug sind; die Mädchen haben diese Gabe sehr oft.

11.

Wenn die Menschen sagen, sie wollen nichts geschenkt haben, so ist es gemeiniglich ein Zeichen, daß sie etwas geschenkt haben wollen.

12.

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand auf das Herz legt.

13.

Die Dienstmädchen küssen die Kinder und schütteln sie mit Heftigkeit, wenn sie von einer Mannsperson beobachtet werden; hingegen präsentiren sie sie in der Stille, wenn Frauenzimmer auf sie sehen.

14.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um Anderer Sachen so wenig bekümmerte als um seine eigenen.

15.

Ein Mädchen, die sich ihrem Freund nach Leib und Seele entdeckt, entdeckt die Heimlichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts; ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Myslerien. Es giebt Stellen, wo Bauerntädchen aussehen wie die Königinnen, das gilt von Leib und Seele.

16.

Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, der nicht, wenn er um tausend Thaler willen zum

Spießhaken wird, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann gelieben wäre.

17.

Es giebt Leute, die zu keinem Entschlus kommen können, sie müssen sich denn erst über die Sache beschlafen haben. Das ist ganz gut, nur kann es Fälle geben, wo man riskirt, mit samt der Bettlade gefangen zu werden.

18.

Wird man wohl vor Scham roth im Dunkeln? Das man vor Schrecken im Dunkeln bleich wird, glaube ich, aber das Erstere nicht. Denn bleich wird man seiner selbst, roth seiner selbst und Anderer wegen. — Die Frage, ob Frauenzimmer im Dunkeln roth werden, ist eine sehr schwere Frage; wenigstens eine, die sich nicht bei Licht ausmachen läßt.

19.

Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und bes-

fer, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben.

20.

Es giebt Leute, die so wenig Herz haben, etwas zu behaupten, daß sie sich nicht getrauen zu sagen, es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn auch fühlen mögen, wenn sie nicht vorher gehört haben, daß es andere Leute gesagt haben.

V.

### Phyfiognomische Bemerkungen.

1.

Wenn die Phyfiognomie das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen. Es wird also eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden müssen — ein phyfiognomisches Auto da Fe.

2.

Die Hand, die einer schreibt, aus der Form der physischen Hand beurtheilen wollen, ist Phyfiognomie.

3.

Es giebt wahrhaftig eine Art zurückhaltender und empfindlicher Menschen, die, wenn sie sich



freuen, aussehen wie Andere, wenn sie weinen. Wer das noch nicht gesehen hat, und nicht weiß, muß sich nicht unterstehen, ein Wort über Physiognomie zu sagen.

4.

Von Allem, was ich über Physiognomie geschrieben habe, wünschte ich bloß, daß zwei Bemerkungen auf die Nachwelt kämen. Es sind ganz einfältige Gedanken, und Niemand wird mich darum beneiden. Der eine, daß ich die Ähnlichkeit zwischen Physiognomie und Prophetie erkannt habe; der andere, daß ich überzeugt gewesen bin, die Physiognomie werde in ihrem eigenen Gette ersticken.

5.

Wenn die Pockeninoculation allgemeiner wird, so werden wir um eine ganze Klasse von Gesichtern kommen. Ueberhaupt wenn Krankheiten ausstürben, so würden viele Gesichtsgeschlechter untergehen.

VI.

## Pädagogische Bemerkungen.

1.

Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen ob es nicht schädlich ist, zu sehr an der Kinderzucht zu poliren. Wir kennen den Menschen noch nicht genug, um dem Zufall, wenn ich so reden darf, diese Verrichtung ganz abzunehmen. Ich glaube, wenn unsern Pädagogen ihre Absicht gelingt, ich meine, wenn sie es dahin bringen können, daß sich die Kinder ganz unter ihrem Einfluß bilden, so werden wir keinen einzigen recht großen Mann mehr bekommen. Das Brauchbarste in unserm Leben hat uns gemeinlich Niemand gelehrt. Auf öffentlichen Schulen, wo viele Kinder nicht allein

zusammen lernen, sondern auch Muthwillen treiben, werden freilich nicht so viel fromme Schlafmühen gezogen; Mancher geht ganz verloren, den Meisten aber sieht man ihre Ueberlegenheit an. Bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildniß abdrückt.

2.

Was den Unterschied zwischen den englischen und deutschen Gelehrten hauptsächlich ausmacht, ist nicht sowohl ihre Beschäftigung mit den Alten, als der Umstand, daß sie früh angehalten werden, das, was sie lernen, gründlich zu wissen. Sie sind nicht so leicht befriedigt und dringen mehr auf klare Ideen. Durch das entsehlliche Durcheinanderlesen wird unsere Jugend verdorben, und gewiß durch nichts in der Welt mehr, als durch unsere Dichter, die so sehr von Empfindung überfließen.

3.

Es ist in der That verkehrt, wenn man unsern Kindern Alles mit Liebe beibringen will, da

in dem höhern Leben, wenn wir älter werden, uns das Wenigste zu Gefallen geht, und wir uns immer unter einen Plan demüthigen müssen, den wir nicht übersehen. Also je eher je lieber zu jenem künftigen Leben gewöhnt!

4.

Man sollte alle Menschen gewöhnen, von Kindheit an in große Bücher zu schreiben, alle ihre Exercitia, Aufsätze u. s. w., und die Bücher in Schweinsleder binden. Da sich kein Geseh daraus machen läßt, so muß man die Eltern darum bitten, wenigstens bei Kindern, die zum Studiren bestimmt sind, dies zu beobachten. Wenn man jetzt Newtons Schreibbücher hätte! Wenn ich einen Sohn hätte, so müßte er gar kein Papier unter die Hände bekommen, als eingebundenes. Zerrißte oder besudelte er es, so würde ich mit väterlicher Dinte dabei schreiben: Dies hat mein Sohn anno . . . den . . . besudelt. Man läßt den Körper und die Seele, das punctum saliens der Maschine fortwachsen, und verschweiget und vergißt

es. Die Schönheit wandelt auf den Straßen; warum sollten nicht in dem Familienarchiv die Produkte, oder vielmehr die Signaturen der Fortschritte des Geistes niedergelegt bleiben, und der Wachsthum dort eben so sichtbar aufbewahrt liegen können? Der Rand müßte gebrochen und auf einer Seite immer die Umstände, und zwar sehr unpartheilich geschrieben werden. Was für ein Vergnügen würde es mir sein, jetzt meine Schreibbücher alle zu übersehen! Seine eigene Naturgeschichte! Man sieht jetzt immer, was man ist, und sehr schwach, was man war. Man müßte dem eigentlichen Gegenstände der Sammlung diese nicht zu oft sehen lassen; vielleicht nur erst spät; das Uebrige müßte er erst aus Relationen kennen. Man hebt die Kinderhäubchen auf, und ich habe öfters selbst den Zusammenkünften mit beigewohnt; da man einem großen besoldeten und ansehnlichen Koyf sein Kinderhäubchen weh. Warum nicht ebenso mit Werken des Geistes? Die Eltern könnten eine solche Sammlung von Bänden eben so aufbewahren, wie ihr Kind, denn es ist der

Spiegel desselben. Wie sie seinen Leib zu bilden haben, lehrt sie ihr Auge, wie seinen Geist, der Abbild dieser Bände. Vom vierten Jahre, glaube ich, könnte man anfangen. Kein Band müßte verloren werden; denn das Papier muß doch bezahlt werden, und das Aufbewahren macht keine Schwierigkeiten. Ich wüßte nicht, welches angenehmer und nützlicher wäre, die Bewegung aller Planeten zu kennen, oder diese Annalen einiger vorzüglichen Menschen. Die Welt würde dadurch sehr gewinnen.

5.

Wenn man nur die Kinder dahin erziehen könnte, daß ihnen alles Undeutliche völlig unverständlich wäre.

6.

Verminderung der Bedürfnisse sollte wohl das sein, was man der Jugend durchaus einzuschärfen und wozu man sie zu stärken suchen müßte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher — ist eine alte, aber sehr verkannte Wahrheit.

auf den Sand in der Mark triebe, und der König von Preußen die seinigen in Ungarn weiden ließe, würde da nicht die Welt gewinnen!

VII.

Politische Bemerkungen.

1.

Die Rüstung der Nation kommt mir zur Aufklärung derselben unumgänglich nöthig vor. Denn was sind die Menschen anders als alte Kleider? Der Wind muß durchstreichen. Es kann sich Jedermann die Sache vorstellen wie er will; allein ich stelle mir jeden Staat wie einen Kleiderschrank vor, und die Menschen als die Kleider desselben. Die Potentaten sind die Herren, die sie tragen, und zuweilen büßten und ausklopfen, und wenn sie sie abgetragen haben, die Erbsen ausbrennen und das Zeug wegschmelzen. Aber die Rüstung fehlt; ich meine, daß man sie auf den Boden hängt. Wenn der Kaiser einmal seine Ungarischen Schaafe

2.

Man erleichtert sich, habe ich irgendwo gelesen, die Betrachtung über die Staaten, wenn man sie sich als einzelne Menschen denkt. Sie sind also auch Kinder, und so lange sie dieses sind, mögen sie monarchisch am besten sein. Wenn aber die Kinder groß werden, so lassen sie sich nicht mehr so behandeln, denn sie werden alsdann wirklich nicht selten Klüger, als der Vater.

3.

Wenn es noch ein Thier gäbe, das den Menschen an Kräften überlegen wäre, und sich zuweilen ein Vergnügen daraus machte, mit ihm zu spielen, wie die Kinder mit Maikäfern, aber sie in Kabinetten aufspießte, wie Schmetterlinge; so würde es wohl am Ende ausgerottet werden, zumal wenn es nicht an Geisteskräften dem Menschen sehr weit überlegen wäre. Es würde ihm

unmöglich sein, sich gegen die Menschen zu halten; es müßte ihn denn verhindern, seine Kräfte im Mindesten zu üben. Ein solches Thier ist aber wirklich der Despotismus, und doch hält er sich noch an so vielen Orten. Bei der Beschäfte des Thieres muß aber auch angenommen werden, daß er den Menschen nicht wohl entbehren kann.

## 4.

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ueber diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es dazu entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundsätzen gemäß handeln, ist natürlich; der Versuch kann falsch ausfallen, allein es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Ihm vorzubringen müßten die Welfesten die Oberhand haben, und die Welfesten müßten eine Menge der Welfesten oder der Unwelfesten, gleich viel, kommandiren können, um die Vernunft der Welfern und den Gehorsam der Schlechtern immer nach derselben Seite zu lenken.

## 5.

Ich möchte wohl wissen, was geschehen würde, wenn einmal die Nachricht vom Himmel käme, daß der liebe Gott ehestens eine Kommission von bevollmächtigten Engeln herabschicken würde, in Europa herum zu reisen, so wie die Richter in England, um die großen Prozesse abzuthun, worüber es hienieden keinen andern Richter giebt, als das Recht des Stärkern? Wie mancher Minister würde dann lieber um gnädigsten Urlaub ansuchen, einem Wallfischfang beizuwohnen, oder die reine Kap-Horn-Luft zu athmen, als in seiner Stelle bleiben!

## 6.

Ich sehe nicht ein, was es schaden kann, dem Patriotismus, für den nicht alle Menschen Gefühl haben, Liebe des Königs unterzuschieben, wenn der König so herrscht, daß er die Liebe und Treue seiner Unterthanen verdient. Liebe und Treue gegen einen rechtschaffenen Mann ist dem Menschen viel verständlicher, als die gegen das beste Gesez. Was für eine Macht haben nicht die

Lehren der Tugend, wenn sie aus dem Munde rechtschaffener Eltern kommen! Gott hat gesagt: Du sollst nicht tödten, du sollst Vater und Mutter ehren u. s. w. Das versteht Jedermann. Der Beweis aus dem Recht der Natur ist nicht so einleuchtend. Jene Worte sind deswegen kein Betrug, denn es ist die Stimme der Natur und Gottes.

## 7.

Ich möchte wohl wissen, ob Alle, die wider die Gleichheit der Stände schreiben und dieselbe lächerlich finden, recht wissen, was sie sagen. Eine völlige Gleichheit aller Menschen, so wie etwa aller Matkäser, läßt sich gar nicht denken; so können es also auch die Franzosen nicht verstanden haben, denn sie reden ja überall von den Menschen. — Unter den Studenten auf Universitäten findet eine ähnliche Gleichheit, wie die Französische, statt: der ärmste Student dünkt sich so viel wie der Graf, und giebt diesem nichts vor, das ist recht; ob er gleich gerne zugiebt, daß er im Collegio an einem besondern Tische sitzt, und bes-

tere Kleider trägt. Nur muß dieser als Graf keine Vorzüge präbendiren; die ihm bewilligten läßt ihm Jedermann gerne. Wollte er welche präbendiren, so wäre das der Weg zu bewirken, daß man ihm alle versagte. Nur die stolzen Präbendationen sind es, was der freie Mensch nicht vertragen kann; übrigens ist er gar sehr geneigt, wenn man ihn gehen läßt, jedem die Vorzüge zu bewilligen, die er verdient; und welches diese sind, das zu bestimmen hat er gewöhnlich ein sehr richtiges Maas. Jede Achtung ist ein Geschenk, das nicht erzwungen werden darf und kann. Bewilligt das Volk durch Dekrete gewisse Vorzüge, so ist dieses eine Abgabe und kein Geschenk des Einzelnen, und diese können präbendirt werden. Von der Art sind die Vorrechte der Magistratspersonen im Dienst. Jedermann denke doch an die Bürger seiner Vaterstadt. Wenn der reichste Kaufmann einen Vorzug vor dem ärmsten Schuster oder Schneider präbendirte, so möchte er übel ankommen. „Du hast mir nichts zu befehlen“ — ist die Antwort. Präbendirt er ihn nicht und ist sonst ein ehrli-

cher Mann, so wird ihm jener den Vorzug nie versagen.

8.

Der Unterthan thut oft für einen guten König, was er für die ehre Bildsäule des Gesetzes nicht würde gethan haben. Ein guter Regent ist die Kraft des Gesetzes, die freilich meistens nur zum Strafen gebraucht wird, aber wenig zum Belohnen. Der Mensch unterläßt viel leichter etwas aus Furcht vor dem Haß des Regenten, als er es aus Liebe für ihn thut. Was für eine große Kunst wäre es, zu machen, daß der Mensch Dinge thäte, ohne daß er es wüßte! so wie der, der die Jagd liebt, seinem Körper eine heilsame Bewegung verschafft; oder der, der den Hunger stillt, für die Nahrung seines Körpers sorgt, oder sein Geschlecht fortpflanzt, indem er eigentlich nur seinem Vergnügen nachgeht. Der Himmel hat so wenig auf unsern Verstand ankommen lassen, und wir wollen Alles damit treiben. Das Gesetz ist ein gar kalter Körper.

9.

Was könnten nicht Regenten ausrichten, zumal in kleinen Staaten, wenn sie sich ihren Unterthanen öfters zeigten, u. s. w. Sie würden so die Seele des Gesetzes, dessen Körper für sich wenig Melz hat. — Die besten Gesetze kann man bloß respektiren und fürchten, aber nicht lieben. Gute Regenten respektirt, fürchtet und liebt man. Was für mächtige Quellen von Glück für ein Volk!

10.

Je größer und weltanschender der Plan ist, in den eine Revolution hinein gehört, desto mehr Leiden verursacht sie denen, die darunter begriffen sind; indem es nicht Jedermanns Sache ist, selbst wenn er es überseht, sich durch den Verstand mit Geduld zu stärken, und dieses um so weniger, je ungewisser es ist, ob er noch die Früchte davon genießen werde. Aber ebendieselbe Kurzsichtigkeit, die den Menschen unfähig macht, die großen Pläne der Vorsehung zu überschauen, verstatet auch den weisesten Regierungen nicht, auf dem sanften

Weg, den sie mit Recht einschlagen, große Zwecke zu erreichen. Ja, da es natürliche Pflicht ist, immer nur das zu wählen, was uns gut dünkt, so ist es unmöglich, zum Vortheil der Welt einen Weg einzuschlagen, der Millionen für's Gegenwärtige unglücklich macht. Der Mensch ist nur da, die Oberfläche der Erde zu bauen; den Bau und die Reparaturen, die mehr in die Tiefe gehen, behält sich die Natur selbst vor. Erdbeben, die Städte umkehren, kann er nicht machen, und wenn er sie könnte, würde er sie gewiß am unrechten Orte anbringen. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß es mit unsern ... archien und ... kratien eben so gehe. Was der Pflug und die Art thun kann, das ist für uns, aber nicht was den Erdbeben, Ueberschwemmungen und Draken zugehört, und vermuthlich, ja gewiß eben so nützlich und nöthig ist. Wenn am Ende das Glück des ganzen Geschlechts in einer ... kratie besteht, wovon wir das erste Wort der Zusammenfassung gar nicht kennen, und daß man nach Gebrauch der Mathematiker etwa durch  $X^o$  kratie be-

zeichnen könnte, wer will dieses X bestimmen? Ein Freund las Chriſtofratie, und aus dem Innersten meiner Seele gesprochen, ich habe gegen diesen Werth von X nichts einzuwenden, wenn man nur erst über die Bedeutung des Wortes Christus recht eins wäre, oder die so deutliche Bedeutung nicht muthwillig verkennen wollte. Es ist aber zu fürchten, daß auch dieses Verständnis nur durch Reformations-, Revolutionen und dreißigjährige Kriege wird bewirkt werden können.

11.

In keiner Streitigkeit, deren ich mich erinnere, sind je, glaube ich, die Begriffe so verstellt worden, als in der gegenwärtigen über Freiheit und Gleichheit. Seht, ruft die eine Parthei, Hin nach Paris, da seht ihr die Früchtchen der Gleichheit! Und es ist betrübt zu sehen, daß sogar berühmte Schriftsteller in diesen Ton mit einstimmen. Eben so könnte ich rufen: Ihr, die ihr ein so großes Glück im Umgange mit dem andern Geschlecht und in der Liebe findet, seht dort die Hospitäler der Naseniosen! oder ihr, die ihr



von dem Labfal spricht, das auch beim Genuß der Freundschaft der Wein gewährt, seht dort die Trunkenbolde in den Klauen der Schwindsucht im Kreise verhungender Kinder langsam dahin sterben! Ihr Thoren, möchte ich sagen, so lernt uns doch verstehen! O ich glaube auch, ihr versteht uns nur allzuwohl, ihr beräsonnirt nur deswegen so, weil ihr fürchtet, die Welt möchte uns verstehen. Die Gleichheit, die wir verlangen, ist der erträglichste Grad von Ungleichheit. So vielerley Arten von Gleichheit es giebt, worunter es fürchterliche giebt, eben so giebt es verschiedene Grade der Ungleichheit, und darunter welche, die eben so fürchterlich sind. Von beiden. Selten ist Verderben. Ich bin daher überzeugt, daß die Vernünftigen beider Partheten nicht so weit von einander liegen, als man glaubt; und daß die Gleichheit der einen Parthet, und die Ungleichheit der andern wohl gar am Ende dieselbigen Dinge mit verschiedenen Namen sein könnten. Allein was hilft da alles Philosophiren? Dieses Mittel muß erkämpft werden, und wird die Uebermacht von

einer Parthet zu groß, zumal wenn der Muthwille der andern unbändig war, so kann es auch sehr viel schlimmer werden. Es ist aber nur zu befürchten, daß jene mittlere Gleichheit oder Ungleichheit (wie man will) von beiden Partheten gleich stark verabscheuet wird. Sie muß also wohl mit Gewalt eingeführt werden; und da ist es denn dem Einführenden nicht zu verdenken, wenn er sich einen etwas starken Ausschlag giebt. Hierin liegt überhaupt ein allgemeiner Grund von der Seltenheit guter Mittelzustände.

12.

Wenn der goldne Mittelzustand durch den Streik der Wertheidiger beider Extreme erschüttert werden soll; so ist es eine gar mißliche Sache. Nichts als völlige Entkräftung beider Theile wird sie geneigt dazu machen, und in diesem Falle vermächtigt sich leicht ein Dritter beider Partheten.

13.

Es sind immer gefährliche Zeiten, wo der Mensch sehr lebhaft erkennt, wie wichtig er ist

und was er vermag. Es ist immer gut, wenn er in Rücksicht auf seine politischen Rechte, Kräfte und Anlagen ein bißchen schläft, so wie die Pferde nicht bei jeder Gelegenheit Gebrauch von ihren Kräften machen dürfen.

14.

Wenn Freiheit, wie man sagt, dem Menschen natürlich ist, ist es ihm denn minder natürlich, sich dem Schutze eines Andern zu unterwerfen, wenn er nicht Stärke oder nicht Thätigkeit genug hat? Da man sich über Könige weggesetzt hat, wird es nicht immer Menschen geben, die sich über Gesetze wegsetzen? Tugend in allen Ständen ist die Hauptsache; wo die nicht ist, da ist Alles nichts, und Wechsel wird stets statt finden. Alles, wofür ein Staat zu sorgen hat, ist, richtige Begriffe von Gott und der Natur in Umlauf zu bringen. Man hat sich über Könige weggesetzt, nicht weil sie Tyrannen waren; sondern man nannte sie so, weil man sich über sie wegsetzen wollte. Und wie, wenn es nun nie an

Ehrgeizigen fehlen wird, die die Gesetze für Tyrannen halten?

15.

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, wie sich Spanien ehemals rühmte; sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.

16.

Es ist eine große Frage, wodurch in der Welt mehr ist ausgerichtet worden, durch das gründlich Gesagte, oder durch das bloß schön Gesagte. Etwas zugleich sehr gründlich und sehr schön zu sagen, ist schwer; wenigstens wird in dem Augenblick, da die Schönheit empfunden wird, die Gründlichkeit nicht ganz erkannt. Man tadelt das seltsame Geschwür, das jetzt in Frankreich in politischen Dingen gedruckt wird. Ich glaube, dieser Tadel ist selbst etwas seltsam, und zeigt, daß bloß das System, aber nicht die Kenntniß menschlicher Natur die Feder geführt hat. Denn diese Bücher werden ja nicht für das Menschengeschlecht und die

abstrakte Vernunft geschrieben, sondern für konkrete Menschen von einer gewissen Parthei; und erreichen gewiß ihren Zweck sicherer, als alle Werke, die für den abstrakten Menschen berechnet sind, den es noch nicht gegeben hat, und nie geben wird.

17.

Ich sehe darin nichts so sehr Urges, daß man in Frankreich der christlichen Religion entsagt hat. Das sind ja Alles nur kleine Winkelzüge. Wie, wenn das Volk nun ohne allen äußern Zwang in ihren Schoos zurückkehrt, well ohne sie kein Glück wäre? Welches Beispiel für die Nachwelt, und welches kostbare Experiment, das man wahrlich nicht alle Tage anstellt! Ja vielleicht war es nöthig, sie einmal ganz aufzuheben, um sie gereinigt wieder einzuführen.

18.

Es wäre vortreflich, wenn sich ein Katechismus oder eigentlich ein Studienplan erfinden liesse, wodurch die Menschen vom dritten Stande in eine

Art von Liber verwandelt werden könnten. Ich kenne kein besseres Thier auf Gottes Erdboden: es heißt nur, wenn es gefangen wird, ist arbeitsam, äußerst matrimonial, kunstreich und hat ein vortreffliches Fell.

19.

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Thaten gethan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland gethan worden.

20.

Es giebt Länder, wo es nichts Ungewöhnliches ist, daß man Offiziere, die im Kriege treu gedient haben, beim Frieden reduziert. Wäre es nicht gut, bei gewissen Departements der Staatsverwaltung die Einrichtung zu treffen, daß die dazu gehörigen Bedienten, oder einige von ihnen, reduziert würden, sobald es Krieg wird? Es wäre auch schon genug, wenn sie auf halbe Besoldung gesetzt würden.

Daß das republikanische System ganz frei von allem Unheil sein sollte, ist ein Traum, eine bloße Idee. Ich glaube, ohne bezweigen rechten zu wollen, man wird ewig und ewig durch Revolutionen von einem System in das andere stürzen, und die Dauer eines jeden wird von der temporären Güte der Subjekte abhängen. Nach Amerika läßt sich noch nichts beurtheilen, weil es zu weit von den Ländern entfernt ist, wo man anders denkt, und die anders Denkenden auf jener Seite der Welt nicht Unterstützung genug haben. Die eingeschränkte Monarchie scheint am Ende die Asymptote zu sein, der die Staaten immer näher zu kommen suchen müssen; aber auch da wird es immer und ewig auf die Güte der Subjekte ankommen.

Große Eroberer werden immer angestaunt werden, und die Universalgeschichte wird ihre Perioden nach ihnen zuschneiden. Das ist traurig; es liegt

aber in der menschlichen Natur. Gegen den großen und starken Körper selbst eines Dummkopfs wird immer der kleine des größten Geistes, und so nach der große Geist selbst, verächtlich erscheinen, wenigstens für den größten Theil der Welt, und das so lange Menschen — Menschen sind. Den großen Geist im kleinen Körper vorzuziehen, dazu gehört Ueberlegung, zu der sich die wenigsten Menschen erheben.

Es soll in einem gewissen Lande Sitte sein, daß bei einem Kriege der Regent sowohl als seine Räte über einer Pulvertonne schlafen müssen, so lange der Krieg dauert, und zwar in besondern Zimmern des Schlosses, wo Jedermann frei hineinschauen kann, um zu beurtheilen, ob das Nachtlicht auch jedesmal brennt. Die Tonne ist nicht allein mit dem Siegel der Volksdeputirten versiegelt; sondern auch mit Nemen an dem Fußboden befestigt, die wieder gehörig versiegelt sind. Alle Abend und alle Morgen werden die Siegel unter-

sucht. Man sagt, daß seit geraumer Zeit die Kriege in jener Gegend ganz aufgehört hätten.

24.

Die Polizeianstalten in einer gewissen Stadt lassen sich füglich mit den Klappermühlen auf den Kirschbäumen vergleichen: sie stehen still, wenn das Klappern am nöthigsten wäre, und machen einen fürchterlichen Lärm, wenn wegen des heftigen Windes gar kein Sperling kommt.

25.

Wenn Heirathen Frieden stiften können, so sollte man den Großen Vielweiberei erlauben.

26.

Die Großen mit ihren langen Armen schaden oft weniger, als ihre Kammerdiener mit den kurzen.

## VIII.

### Literarische Bemerkungen.

1.

In Deutschland haben wir eine Menge Gelehrte, die sich geschwinde, wie man zu sagen pflegt, in ein Fach hinein werfen können. Diese Leute wundern sich heimlich über sich selbst, daß sie so bald im Stande sind, über eine Materie zu schreiben. Sie werden Polygraphen, ehe sie sich dessen versehen, und erlangen einen Ruhm; allein fast immer werden sie nur von Unwissenden und Halberfahrenen angestaunt. Der eigentliche Mann des Faches lächelt bei ihren Arbeiten, die der Wissenschaft selbst nicht einen Pfennig eintragen. Sie im Gegentheil sind blödsinnig genug, diesen ihnen versagten Beifall des Kenners für Neid zu halten.

Unsere meisten Schriftsteller sind von der Art, man darf es kühn behaupten. Sie sind vortreflich, um von ihnen zu sprechen — denn auch unter diesen hervorzuragen, ist eine Ehre, wenigstens in dem Lande, wo es Mode ist, auf diese Art gelehrt zu sein — aber Vorthell bringen sie der Wissenschaft sicherlich nicht. Um in einer Wissenschaft so zu schreiben, daß man nicht bloß die Menge stannen macht, sondern den Beifall des Kenners erhält und der Wissenschaft selbst etwas zulegt, muß man sich ihr allein widmen, und zu gewissen Zeiten selbst nur einzelne kleine Theile derselben bearbeiten. Unsere Gelehrten werden gewiß von andern ähnlichen wieder verdrängt, sie sterben am Abend des Tages, da sie in der Sonne schimmerten und spiefen, zu tausenden dahin und werden vergessen. — Man kann sich selbst bis zum Erkennen in einer Sache Genüge leisten, und der Erfahrene laßt über unser Werk.

2.

Nichts ist mehr zu wünschen, als daß Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge; sie

allein können machen, daß sich die Ausländer mehr um uns bekümmern. Es müssen aber ja keine Wegebenheitsberichter sein, oder sie müssen uns die Mühe in dem Werke nicht sehen lassen; sie müssen Selbstverläugnung genug besitzen, das Resultat von einer monatlangen Untersuchung in einer Zeile hinzuworfen, so daß es unter Tausenden kaum Einer für so kostbar hält. Es wird dennoch gewiß gefunden, und wenn jetzt nicht, so nach tausend Jahren. Es muß überall Rücksicht auf Geschichte des Menschen, Geist der Gesetze genommen werden, nicht prahlhaft, und aus eben dem Grunde nicht einmal in einer Modewendung und noch viel weniger in einer Pointe. Die runde Form ist die, die am wahrscheinlichsten ganz auf die Nachwelt kommt, wenn die Materie sonst gut ist; ich wollte daher fast anrathen, wenigstens in den Betrachtungen, lieber von Seiten der Kürze zu fehlen; wenn die Nachwelt weiser wird, so bringt sie (wie Sterne sagt) mehr als die Hälfte des Buchs ohnehin mit. Sie kann vermuthlich geschwinder lesen. Ich wünschte aber wohl zu wissen, in wie-

fern der Deutsche jetzt zu einer solchen Geschichte fähig ist; ich sage meine Meinung mit einiger Furcht. Der eigentliche Professor, oder Stubensitzer sollte ich vielmehr sagen, ist der Mann, der unter Allen am wenigsten fähig ist, ein großer Geschichtschreiber zu werden. Er kann dem Andern vorarbeiten, er kann Dissertationen schreiben, damit der Andere ein Wort sprechen kann, und kann insofern ein sehr nützlicher Mann werden. Allein es ist gewiß, daß sich am Ende diese schweren Berichtigungen alle nach 4 bis 500 oder 1000 Jahren verlieren werden, wo die Nachwelt noch des Mannes Buch lesen wird, der kurz, bündig und mit männlichem Ernst — der für größtmögliche Untersuchung Bürge wird, so wie ein gefestigtes Geschicht und simple reinliche Tracht für einen männlichen Charakter — die Begebenheiten erzählt, und ohne zu predigen, Anmerkungen einstreut, aus denen man Predigten machen könnte. Ich sage, der Stubensitzer ist nicht der Mann, der hierzu taugt, weil es kaum möglich ist, ohne Umgang mit der Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung

überlegen sind, und von allerlei Stand, sich das Gefühl zu erwerben, das uns, fast ohne nachzudenken, von Begebenheiten urtheilen, oder wenigstens am rechten Orte suchen, oder nach der rechten Richtung verfolgen lehrt. Bücher würden diesen Mangel völlig ersetzen, wenn alle Bücher von Menschenkennern geschrieben wären; allein selbst der Mann, der Erfahrung hat, im gemeinen Leben darnach verfährt, sie am Tisch und bei Spaziergängen äußert, wird sie oft nicht in sein Buch bringen, nicht weil er sie für Arkana hält, behüte der Himmel, sondern weil er glaubt, sie schicken sich nicht für ein Buch. Denn es ist nur allgemein, daß kluge Leute beim Bücherschreiben ihren Geist in eine Form zwingen, die von einer gewissen Idee, die sie vom Styl haben, bestimmt wird, eben so wie sie Gesichter annehmen, wenn sie sich malen lassen. Langer Aufenthalt in großen Handelsstädten, nicht weit von einem Hof, oder noch besser, in einiger Verbindung mit ihm, Aufmerksamkeit auf die gleichzeitigen Begebenheiten und ihre Verbindung, Lesen des Tacitus, Ro-

bertson und einiger wenigen Andern, Philosophie, Naturlehre und Mathematik, beständige Aufmerksamkeit auf das, wovon geredet wird, wenn man in Gesellschaft ist, sind Dinge, die überhaupt Vieles beitragen, den vernünftigen Mann zu bilden und hauptsächlich den Geschichtschreiber.

3.

Winkelmann, Hagedorn und Lessing haben unsere deutschen Kritiker einen neuen Geist mitgetheilt. Ehemals sagte man von einem schlechten Kupferstich: Der Kupferstich ist schlecht; jetzt haben die Beurtheilungen mehr Feuer. Von einer Coeur-Dame z. B. würden sie so urtheilen: Das Gesicht hat zu viel Lokales, die Augen haben von den Augen der Juno, die der Kartenmacher zu erreichen gesucht hat, nichts als die Größe; nichts von dem stillen Feuer, das den Paris wanken machte, nichts von dem Himmel in ihnen, der sich mit ihnen auf- und mit ihnen zuschließt. So idealisch auch der Mund scheint, so französisch sind die Lippen; sie spielen nicht neidisch um die volle Wange, sondern mit reicher Pomade in eine ge-

wisse Stellung gekleidet, scheinen sie wenig bekümmert zu sein, ob sie zu wenig oder zu viel verbergen. In ihrem Buchs ist nichts Griechisches; dem Serer könnte sie gefallen. Man vermisst mit Unwillen die schlaffe Biegung des Körpers, die uns dadurch, daß sie das Gesicht wegzieht, den warmen elastischen Busen anzubieten scheint. Die Hände sind wie von der englischen Krankheit verdreht und scheinen angezehrt. Das Kolorit ist das Kolorit eines schlechten Malers, der auf frischem Gips malt, und der, um einer Stelle sanfter Schmelz mitzutheilen, sieben andere ganz abgeschneitten sitzen läßt. Kurz in der ganzen Coeur-Dame finden wir auch nicht die flüchtigste Spur des Genies, das durch einen einzigen Zug uns nöthigt, Leinwand für unsern Nächsten zu halten, seinen stummen Seufzern uns entgegen zu erbarmen, und bei seinen gemalten Thränen, das höchste Geschenk des gefühlvollen Menschen, lebendige Thränen zu weinen.

4.

In den ganz alten Werken der Bibel, in Grie-



griechen und lateinischen Schriftstellern findet man eine Menge von Tugendlehren, so viele seelenstärkende Sentenzen, die von den erleuchtetsten Köpfen aus der Erfahrung gesammelt, und mit dem Zug einer ganzen Lebensbahn verglichen, endlich in diesen Schatz niedergelegt worden sind. Im Sa-  
2. lomo stehen eine Menge vortrefflicher Lehren, die wohl nicht von ihm sind — Eingebungen, vielleicht Hefte, die ihm seine Lehrmeister diktiert haben. Eben dieser Verstand der Alten, die Gabe, die sie haben, einem Beobachter seiner selbst ins Herz zu reden, ist es, was mir die Lesung der Bibel so angenehm macht. Es sind die Grundzüge zu einer Weltkenntnis und Philosophie des Lebens, und die feinste Bemerkung der Neuern ist gemeinlich nichts als eine mehr individualisirte Bemerkung jener Alten.

5.

Durch unser vieles Lesen gewöhnen wir uns nicht allein, Dinge für wahr zu halten, die es nicht sind, sondern unsere Beweise bekommen auch eine Form, die oft nicht sowohl die Natur der

Sache mit sich bringt, als unser unvermerkter Anhang an die Mode. Wir beweisen aus den Alten, was wir mit Beispielen aus unserm Ort eben so kräftig unterstützen könnten; auch werden Sentenzen zitiert, die nichts beweisen, und Sätze, aus denen man nichts Neues lernt. Es ist sehr schwer, eine Sache neu anzusehen, nicht durch das Medium der Mode, oder mit Rücksicht auf unser Modosystem. Es wird immer Ansehen gebraucht, wo man Gründe brauchen sollte, und Götter werden zu Hülfe genommen, wo Menschen hinreichend wären.

6.

Unter den Gelehrten sind gemeinlich diejenigen die größten Verdächter aller übrigen, die aus einer mühsamen Vergleichung unzähliger Schriftsteller endlich eine gewisse Meinung über einen Punkt festgesetzt haben. Auch dieses muß freilich geschehen, und sie verdienen desto aufsechtigern Dank, je mehr es ausgemacht ist, daß wir an ihrer Stelle eben das thun und denken würden. Vieles Wachen und Lesen, denkt man, verdient

den Lohn des Ruhms. Alle diese Leute müssen auch bedenken, daß gerade mit eigenen Augen in die Welt hineinschauen, auch ein Studium ist, wozu sie nicht aufgelugt sind. Denn ob ich Bemerkungen hinter dem Buche oder hinter den Fensterseiben mache, ist wohl gleichviel. Nehmet Alles mit Dank an und verachtet Keinen. Es ist Alles gut, und Alles kann zu einem großen Endweck genutzt werden. In Büchern nach den Menschen suchen, sollte ich deswegen für eine schlechtere Arbeit halten, weil die Wenigsten im Stande sind, den Menschen, so wie er ist, zu Buch zu bringen; und dasselbe Geistesgebahren, welches macht, daß man den Menschen falsch beobachtet, macht, daß man ihn auch falsch im Buche erkennt, also ist bei dem letztern Studium die Wahrscheinlichkeit zu fehlen doppelt so groß, als bei dem erstern.

7.

Alles was unsere Schriftsteller noch zu schildern vermögen, ist etwas Liebe; und auch diese wissen sie nicht in die entfernten Werrichtungen des menschlichen Lebens zu verfolgen. Bemerkun-

gen in einem Roman anzubringen, die sich auf die längste Erfahrung und tieffinnigsten Betrachtungen gründen, soll sich kein Mensch scheuen, der solche Bemerkungen vorräthig hat. Sie werden gewiß aufgefunden; durch sie nähern sich die Werke des Wises den Werken der Natur. Ein Baum giebt nicht bloß Schatten für jeden Wandeler, sondern die Blätter vertragen auch noch das Mikroskop. Ein Buch, das dem Weltweisen gefällt, kann deswegen auch noch dem Pöbel gefallen. Der Letzte braucht nicht Alles zu sehen; aber es muß da sein, wenn etwa Jemand kommen sollte, der das scharfe Gesicht hätte.

8.

Wenn einem die Meinungen der Besten über eine Sache alle bekannt geworden sind, so läßt sich mit bloßer Schlaugkeit oder wenigstens sehr geringer Fähigkeit noch etwas darüber sagen, was die Welt in Erstaunen setzt. Woher Vorsatz etwas zu sagen kann da schon viel thun.

9.

Wir ist es immer vorgekommen, als wenn man den Werth der Neuern gegen die Alten auf einer sehr falschen Wage wäge, und den letztern Vorzüge einräumte, die sie nicht verdienen. Die Alten schrieben zu einer Zeit, da die große Kunst schlecht zu schreiben noch nicht erfunden war, und bloß schreiben hieß gut schreiben. Sie schrieben wahr, wie die Kinder wahr reden. Heutzutag finden wir uns, wenn wir im sechszehnten Jahre zu uns kommen, schon, möchte ich sagen, von einem bösen Geist besessen; und diesen erst durch eigene Beobachtung und Streit gegen Ansehen und Vorurtheil und gegen die Macht einer vierzehnjährigen Erziehung auszutreiben und dann noch wieder die eigene Haushaltung der Natur anzufangen, erfordert sicherlich mehr Kraft als in den ersten Zeiten der Welt natürlich zu schreiben, jetzt da natürlich schreiben, möchte ich sagen, fast unnatürlich ist. Homer hat gewiß nicht gewußt, daß er gut schriebe, so wenig wie Shakespeare. Unsere heutigen guten Schriftsteller müssen

alle die fatale Kunst lernen, zu wissen, daß sie gut schreiben.

10.

Es ist sehr gut, die von Andern hundertmal gelesenen Bücher immer noch einmal zu lesen, denn obgleich das Objekt einerlei bleibt, so ist doch das Subjekt verschieden.

11.

Es wäre gewiß sehr nützlich, der Welt die Schriftsteller anzuzeigen, die mit Kenntniß Anderer, die vor ihnen gewesen sind, aus sich selbst allein geschöpft haben. Durch diese allein lernt man, und es sind ihrer gewiß sehr wenige, die also Jedermann leicht lesen könnte. Die andern prägen nach und sind im eigentlichen Verstande Falschmünzer.

12.

Swift kleidet die Kinder seiner Phantasie freilich oft feltsam genug heraus, daß man sie kaum von Handwursten und Luftspringern unterscheidet; allein Zeuge, Worten und Steine, die er darauf verwendet, sind immer ächt.

13.

Wie man alte Bücher studirt, in der Absicht Wahrheit zu suchen, so kann man wohl zuweilen eine Ausbeute erhalten, die Andern entgangen ist, allein man riskirt auch zuweilen, die beste Zeit seines Lebens zu verkurzen.

14.

Es giebt wenige Gelehrte, die nicht einmal gedacht haben, sich reich zu schreiben. Das Glück ist nur Wenigen beschieden. Unter den Büchern, die geschrieben werden, machen wenige ihr Glück, wenn sie leben bleiben; und die meisten werden todt geboren.

15.

Ich glaube, daß einige der größten Geister, die je gelebt haben, nicht halb so viel gelesen hatten; und bei weitem nicht so viel wußten, als manche unserer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unserer sehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte.

16.

Was dem Ruhm und der Unsterblichkeit manches Schriftstellers ein größeres Hinderniß in den Weg legt, als der Neid und die Bosheit aller kritischen Journale und Zeitungen zusammengenommen, ist der fatale Umstand, daß sie ihre Werke auf einen Stoff müssen drucken lassen, der zugleich auch zu Gewürzbuten gebraucht werden kann.

17.

Was mir an der Art Geschäfte zu behandeln nicht gefällt, ist, daß man in allen Handlungen Absichten sieht, und alle Vorfälle aus Absichten herleitet. Das ist aber wahrlich ganz falsch. Die größten Begebenheiten ereignen sich ohne alle Absicht; der Zufall macht Fehler gut, und erweitert das klügste angelegte Unternehmen. Die großen Begebenheiten in der Welt werden nicht gemacht, sondern finden sich.

18.

Eine seltsamere Waare, als Bücher, giebt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt,

die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensirt und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen, und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

19.

Viele Priester der Minerva haben, außer mancher Nehmlichkeit mit der Göttin selbst, auch die mit dem berühmten Vogel derselben, daß sie zwar im Dunkeln Mäuse fangen, aber am Tageslicht den Kirchturm nicht eher sehen, als bis sie sich die Köpfe daran entzwei stoßen.

20.

Wenn England eine vorzügliche Stärke in Rennpferden hat, so haben wir die unfrige in Rennfedern. Ich habe welche gekannt, die mit einem einzigen Satz über die höchsten Hecken und breitesten Gräber der Kritik und gesunden Vernunft hinübersehen, als wären es Strohhalmen.

21.

Ist es nicht sonderbar, daß man das Publikum, das uns lobt, immer für einen kompetenten Misch-

ter hält; aber sobald es uns tadelt, es für unfähig erklärt, über Werke des Geistes zu urtheilen?

22.

Ich glaube, daß man selbst bei abnehmendem Gedächtniß und sinkender Geisteskraft überhaupt noch immer gut schreiben kann, wenn man nur nicht zu viel auf den Augenblick ankommen läßt, sondern bei seiner Lectüre oder seinen Meditationen immer niederschreibt, zu künftigem Gebrauch. Auch der abgelebteste Mann hat Augenblicke, wo er durch Umstände so gut wie durch Wein angespornt, sieht, was kein Anderer gesehen. Dieses muß gehörig aufgesammelt werden. Denn das, was der Augenblick der Ausarbeitung zu geben vermag, giebt er doch. So sind gewiß alle großen Schriftsteller verfahren.

23.

Es giebt kein größeres Hinderniß des Fortgangs in den Wissenschaften, als das Verlangen, den Erfolg davon zu früh verspüren zu wollen. Dieses ist munteren Charakteren sehr eigen; darum

leisten sie auch selten viel; denn sie lassen nach und werden niedergeschlagen, sobald sie merken, daß sie nicht fortrücken. Sie würden aber fortgerückt sein, wenn sie geringe Kraft mit vieler Zeit gebraucht hätten.

24.

Es schadet bei manchen Untersuchungen nicht, sie erst bei einem Häuschchen durchzudenken und dabei aufzuschreiben; hernach aber Alles bei kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung zu vollenden. Eine kleine Erhebung durch Wein ist den Sprüngen der Erfindung und dem Ausdruck günstig; der Ordnung und Planmäßigkeit aber bloß die ruhige Vernunft.

25.

Der einzige Fehler, den die recht guten Schriften haben, ist der, daß sie gewöhnlich die Ursache von sehr vielen schlechten oder mittelmäßigen sind.

26.

Das neue Testament ist ein auctor classicus, das beste Noth- und Hülfbüchlein, das je geschrie-

ben worden ist; daher man jetzt auf jedem Dorfe der Christenheit mit Recht einen Professor ange-  
setzt hat, diesen Auctor zu erklären. Daß es viele unter diesen Professoren giebt, die ihn nicht verstehen, hat dieser Auctor mit anderen Auctoren gemein. Aber dadurch unterscheidet sich das Buch gar sehr von anderen, daß man Schmeißer in der Erklärung desselben sogar geheißigt hat.

27.

Der Mann, der nicht aus dem Stegreif über Materien seines Faches zu rasonniren weiß, der erst in seine Exzerpten blickt, oder in seine Bibliothek steigen muß, ist gewiß ein Artefakt. Man hat heut zu Tage eine Kunst verühmt zu werden, die den Alten unbekannt war. Diese wurden es durch Genie; die meisten von unsern berühmten Gelehrten aber sind Pasten, keine Edelsteine. Sehr weit wird es freilich auch mit ihrem Ruhm nicht gehen. Ihre Werke werden vergessen werden, wie die Poesie des Cicero, die sogar durch eine der Ewigkeit entgegen gehende Prose nicht zu erhalten war.

Man kann von keinem Gelehrten verlangen, sich in Gesellschaft überall als Gelehrten zu zeigen; allein der ganze Ton muß den Denker verathen; man muß immer von ihm lernen; seine Art zu urtheilen muß auch in den kleinsten Dingen von der Beschaffenheit sein, daß man sehen kann, was daraus werden würde, wenn der Mann mit Ruhe und in sich gesammelt wissenschaftlichen Gebrauch von dieser Kraft machte.

In den Schriften berühmter Schriftsteller, aber mittelmäßiger Köpfe, findet man immer höchstens das, was sie einem zeigen wollen; hingegen sieht man in den Schriften des systematischen Denkers, der Alles mit seinem Geiste umfaßt, immer das Ganze und wie jedes zusammen hängt. Erstere suchen und finden ihre Nadel bei dem Lichte eines Schwefelblöschens, das nur an der Stelle kümmerlich leuchtet, wo es sich befindet, da die Andern ein Licht anzünden, das sich über Alles verbreitet.

Ich sehe die Mezenfionen als eine Art von Kinderkrankheit an, die die neugeborenen Bücher mehr oder weniger befällt. Man hat Exempel, daß die gesündesten daran sterben, und die schwächlichen oft durchkommen. Manche bekommen sie gar nicht. Man hat oft versucht, ihnen durch Amulette von Borrede und Dedikation vorzubeugen, oder sie gar durch eigene Urtheile zu makuliren; es hilft aber nicht immer.

Man klagt über die entsetzliche Menge schlechter Schriften, die jede Messe herauskommen; ich sehe das schlechterdings nicht ein. Warum sagen die Kritiker, man soll die Natur nachahmen? Die schlechten Schriftsteller ahmen der Natur nach, sie folgen ihrem Triebe so gut, wie die großen; und ich möchte nur wissen, was irgend ein organisches Wesen mehr thun könne, als seinem Triebe folgen? Ich sage: Sehet die Bäume an, wieviel werden von ihren Früchten reif? nicht der sunfzigste Theil; die andern fallen unreif ab. Wenn nun

die Bäume Manufaktur drucken, wer will es den Menschen wehren, die doch besser sind als die Bäume? Ja was sage ich die Bäume; wißt ihr nicht, daß von den Menschen, die das protretrende Publikum jährlich herausgiebt, mehr als ein Drittel stirbt, ehe es zwei Jahr alt wird? Wie die Menschen, so die Bücher, die von ihnen geschrieben werden. Anstatt mich also über die überhandnehmende Schriftstellerei zu beklagen, bete ich vielmehr die hohe Ordnung der Natur an, die es überall will, daß von Allen, was geboren wird, ein großer Theil zu — Dünge wird und zu Manufaktur, welches eine Art von Dünge ist; die Gärtner, ich meine die Buchhändler, mögen auch sagen, was sie wollen.

52.

Man liest jetzt so viele Abhandlungen über das Genie, daß Jeder glaubt, er sei eines. Der Mensch ist verloren, der sich früh für ein Genie hält.

53.

Ich glaube, man treibt in unsern Tagen die Geschichte der Wissenschaften zu minutiös zum großen Nachtheil der Wissenschaft selbst. Man liest es gerne, aber wahrlich es läßt den Kopf zwar nicht leer, aber ohne eigentliche Kraft; eben weil es ihn so voll macht. Wer je den Trieb in sich gefühlt hat, seinen Kopf nicht anzufüllen, sondern zu stärken, die Kräfte und Anlagen zu entwickeln, sich auszubreiten; der wird gefunden haben, daß es nichts Kraftloseres giebt, als die Unterredung mit einem sogenannten Literator in der Wissenschaft, in der er nicht selbst gedacht hat, aber tausend historisch-literarische Umständchen weiß. Es ist fast als wie Vorlesung aus einem Kochbuch, wenn man hungert. Ich glaube auch, daß unter denkenden, ihren eigenen und der eigentlichen Wissenschaft Werth fühlenden Menschen, die sogenannte Literaturgeschichte nie ihr Glück machen wird. Diese Menschen rasonniren mehr, als sie sich darum bekümmern zu wissen, wie andere Menschen rasonniren haben. Was das Traurigste bei der



Sache ist, so findet man, daß, so wie die Neigung an literarischen Untersuchungen in einer Wissenschaft wächst, die Kraft zur Erweiterung der Wissenschaft selbst abnimmt, allein der Stolz auf den Besitz der Wissenschaft zunimmt. Solche Leute glauben mehr im Besitz der Wissenschaft selbst zu sein, als die eigentlichen Besitzer. Es ist gewiß eine sehr gegründete Bemerkung, daß wahre Wissenschaft ihren Besitzer nie stolz macht; sondern bloß die von Stolz sich aufblähen lassen, die aus Unfähigkeit die Wissenschaft selbst zu erweitern, sich mit Aufklärung ihrer dunkeln Geschichte abgeben, oder Alles herzuergählen wissen, was Andere gethan haben; weil sie diese größtentheils mechanische Beschäftigung für Uebung der Wissenschaft selbst halten. Ich könnte dieses mit Exempeln belegen, aber das sind obdöse Dinge.

54.

Es müßte eine ganz entsetzlich elende Uebersetzung sein, die ein gutes Buch für einen Mann von Geist, der in's Große liest, und nicht über

Ausdrücken und Sentenzen hängt, verderben könnte. Ein Buch, das nicht einen solchen Charakter hat, den selbst der schlechteste Uebersetzer kaum für den Mann von Geist verderben kann, ist gewiß nicht für die Nachwelt geschrieben.

55.

Wenn doch große Männer ihre Art zu studiren bekannt machen wollten, eigentlich die Art, wie sie ihre Meisterwerke verfertigt haben. Der Anfang dieser Werke war sicherlich nicht der Anfang des Schreibens. Es wäre möglich, daß von einem großen Werk des Genies der Anfang das wäre, was zuletzt geschrieben worden ist. Der Anfang wird sicherer gemacht, wo man sich vorher schon der Güte der Mitte und des Endes bewußt ist. Man fand in Sterne's Nachlaß eine Menge stüchtiger Bemerkungen; sie wurden sogar trivial genannt; aber das waren Einfälle, die ihren Werth erst durch die Stelle erhielten. Hier werden Farben gerieben, hätte Sterne auf den Titel seiner Kollektaneen sehen müssen. — Man verliert ja durch diese Vorbereitung nicht die

Kraft, um bei der wirklichen Komposition noch immer hinzu zu erfinden, oder das anzubringen, was auch alsdann noch der Zufall giebt. Bei Wutlern fand man eben das; und Johnson, selbst ein Mann der Art, aber freilich, wie man aus seinen aufgezeichneten Unterredungen merkt, ein großer Erfinder aus dem Stegreif, sagt dabei: Such is the labour of those, who write for immortality.

36.

Je weiser man selbst wird, desto mehr sieht man in den Werken der Natur; warum sollte nicht auch in manchen unserer Gedanken sehr viel mehr enthalten sein, als wir zuweilen bemerken? Es sind ja auch Produkte der menschlichen Natur. Jeder Gedanke ist an sich was, der falsche so gut als der wahre. Der falsche ist nur das Unkraut, das wir in unserer Haushaltung nicht gebrauchen können. So läßt sich Manches entschuldigen, was ich dem Hogarth angebildet habe \*). Er konnte das

\*) Dichtenberg meint seine Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.

Alles instinktmäßig hingeworfen haben, ohne es zu wissen.

37.

Das Populärmachen sollte immer so getrieben werden, daß man die Menschen damit heraufzöge. Wenn man sich herabläßt, so sollte man immer daran denken, auch die Menschen, zu denen man sich herabgelassen hat, ein wenig zu heben.

38.

Es ist Schade, daß man bei Schriftstellern die gelehrten Eingeweide nicht sehen kann, um zu erforschen, was sie gegessen haben.

39.

Es ist heut zu Tage nicht selten, daß einer Blumenkörbchen ankündigt und Kartoffel-Säckchen liefert.

IX.

Sprachbemerkungen.

3.

Ein Mensch wählt sich ein Thema, beleuchtet es mit seinem Lichtchen, so gut er's hat, und schreibt alsdann in einem gewissen erträglichen Modestyl seine Alltagsbemerkungen, dergleichen jeder Gesandener auch hätte machen, aber nicht so faßlich ausdrücken können. Für diese Art zu schreiben, welches die Lieblingsart der mittelmäßigen und untermittelmäßigen Köpfe ist (wovon es in allen Ländern wimmelt), habe ich kein besseres Wort, als Kandidaten-Prose finden können. Es wird höchstens das ausgeführt, was die Verdünftigen schon bei dem bloßen Wort gedacht haben.

2.

Es donnert; heult; brüllt; zischt, pfeift, braust, faust, summet, brummet, rumpelt, quakt, schzt, singt, rappelt, prasselt, rasselt, knallt, knistert, klappert, knurret, poltert, winselt, wimmert, rauscht, murmelt, kracht, gluchset, röchelt, klingt, klingelt, bläset, schnarcht, klatscht, kispelt, leucht, schreiet, weinet, schluchzet, krächzet, stottert, lallt, girret, haucht, kurrert, blökt, wiehert, schnarrt, scharrt, sprudelt —

Diese Wörter und noch andere, welche Edele ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr.

3.

Ist es nicht sonderbar, daß eine wörtliche Uebersetzung fast immer eine schlechte ist? und doch läßt sich Alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wieviel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt das Volk ganz kennen, das sie spricht.

4.

Kurz sichtig sein und weit sehen werden im metaphysischen Verstande von Selbstdgaben  
Sichtenberg.

falsch gebraucht; ein Kurzsichtiger heißt da ein Blinder, es ist aber klar, daß Kurzsichtige auch Dinge sehen, die andere Leute nicht sehen.

5.

Im gemeinen Leben heißt oft die Epilepsie das böse Wesen. Was wäre das gute Wesen? Jemand meinte, man könnte den epileptischen Zuckungen im Paroxysmus der gekrönten Liebe diesen Namen geben.

X.

### Aesthetische Bemerkungen.

1.

Einem Roman zu schreiben ist bestwegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.

2.

Es ist ein Fehler, den der bloß wichtige Schriftsteller mit dem ganz schlechten gemein hat, daß er gemeinlich seinen Gegenstand eigentlich nicht erleuchtet, sondern ihn nur dazu braucht, sich selbst zu zeigen. Man lernt den Schriftsteller kennen und sonst nichts. So schwer es auch zuwilen eingehen sollte, eine wichtige Periode wegzulassen, so

muß es doch geschehen, wenn sie nicht nothwendig aus der Sache fließt. Diese Kreuzigung gewöhnt allmählig den Wis an die Fägel, die ihm die Ver- nunft anlegen muß, wenn sie beide mit Ehren aus- kommen sollen.

5.

Es ist eine richtige Beobachtung, wenn man sagt, daß Leute, die zu viel nachahmen, ihre eigene Erfindungskraft schwächen. Dieses ist die Ursache des Verfalls der italienischen Baukunst. Wer nachahmt und die Gründe der Nachahmung nicht einseht, fehlt gemeinlich, sobald ihn die Hand verläßt, die ihn führte.

4.

Rousseau nennt mit Recht den Affekt die Seele der Rede (Emile T. I. p. 96.). Leute werden von uns oft für dumm angesehen, und wenn wir es untersuchen, so ist es bloß der ein- fache Ton in ihren Reden, der ihnen dieses An- sehen von Dummheit giebt. Wenn nun der Affekt bei den Schriften wegfällt, so muß der Leser dar-

auf geführt werden, dadurch, daß man deutlicher durch die Wendung anzeigt, wo der Ton hingehört, und dieses ist es, was die Rede im gemeinen Le- ben vom Brief unterscheidet, und was auch eine- los gedruckte Rede von derjenigen unterscheiden sollte, die man wirklich hält.

5.

Die Versart den Gedanken anzumessen, ist eine sehr schwere Kunst, und eine Vernachlässigung derselben ist ein wichtiger Theil des Lächerlichen. Sie verhalten sich beide zusammen wie im gemei- nen Leben Lebensart und Amt.

6.

„Unsere Prose, sagt man, ginge so stolz, und unsere Poesie so demüthig einher“ — ist denn das etwas so gar Abscheuliches? Die Prose ist lange genug zu Fuß gegangen (pedestris oratio), und mich dünkt, es wäre nun einmal Zeit für die Poe- sie, abzustiegen, um die Prose reiten zu lassen.

7.

Was für ein Wert ließe sich nicht über Shake- speare, Hogarth und Garrick schreiben? Es ist etwas

Mehnlisches in ihrem Gente: anschauende Kenntniß des Menschen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabsichel und Gebehrden verständlich gemacht.

8.

Man muß sich ja vorsehen, wenn man von einem gesehten, rechtschaffenen Manne etwas Empfindsames erzählt, daß es nicht mit vielen Worten geschieht; man muß es so in der Erzählung unterdrücken, wie es der Mann in Gegenwart Anderer thun würde. Es ist nun einmal in der Welt so, daß die äußere Bezeigung eines innern Gefühls durch Gebehrden und Mienen, die uns nichts kosten, und daher auch oft nachgemacht werden, selten für anständig und immer für unmannlich gehalten werden. Nun verfallen aber dramatischen Dichter und Romanenschreiber gerade in das Gegentheil. Nichts als Empfindungsbezeigungen erzählen sie uns. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden, wie die von Schulknaben.

9.

Ich glaube, der schlechteste Gedanke kann so gesagt werden, daß er die Wirkung des besten thut,

sollte auch das letzte Mittel dieses sein, ihn einem schlechten Kerl in einem Roman oder einer Komödie in den Mund zu legen.

10.

Man muß keinem Werke, hauptsächlich keiner Schrift die Nähe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verbrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgend einem Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu tausenden wegzuworfen.

11.

Um wichtig zu schreiben, muß man sich mit den eigentlichen Kunstausdrücken aller Stände gut bekannt machen. Ein Hauptwerk in jedem, nur flüchtig gelesen, ist hinlänglich; denn was ernsthaft gesagt ist, kann wichtig tief sein.

12.

Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und denjenigen alten, die ich kenne, und einigen Eng-

Ländern, der einem gleich in die Augen fällt, ist  
 der, daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt  
 haben, die nachher die Philosophen brauchen könn-  
 en; dagegen selbst diejenigen unter uns, die gro-  
 ßes Aussehen unter der Jugend und einigen bejahr-  
 ten Vornehmen gemacht haben, nichts zu Stande  
 bringen, was weiter zu gebrauchen wäre. Die  
 Sprache der alten Dichter ist die Sprache der Na-  
 tur, schon in eine menschliche übersezt; unsere  
 Neuern sprechen die Sprache der Empfindung, das  
 heißt, eine verrückte; was sie sagen, hat scheinbar-  
 en Zusammenhang, und ist oft zufälliger Weise  
 richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch  
 Beobachtung, sondern durch Lesen, und man kann  
 ja nicht verstehen, wovon man keinen Begriff hat.  
 Sie glauben, die gerühmten Alten wären das, wo-  
 für sie sie ansehen, und ahmen sie als solche nach.  
 Horaz hat gewiß nicht für Leute geschrieben, die  
 von einer Stadtschule auf Universitäten gehen;  
 nicht einmal für die Lehrer solcher Leute; er konnte  
 nicht für sie schreiben, nachdem er an dem ersten  
 Hofe der Welt gelebt hatte. Jedermann schreibt

am leichtesten für die Klasse von Menschen, unter  
 die er gehört, wobei ich nicht die meine, unter die  
 er in der Welt laut gerechnet wird. Wenn wir  
 das hätten, was Horaz als Primaner geschrieben  
 hat, das möchte vielleicht einem Primaner ganz  
 verständlich sein, wenigstens einem römischen. Ich  
 sage nicht, daß ein Dichter lauter Schönheiten ha-  
 ben soll, die nur dem Weltkenner verständlich sind.  
 Mein, sie sollen auch hierin der Natur folgen; die  
 für das bewaffnete und unbewaffnete Auge, ja  
 selbst für den Blinden ihre Schönheiten hat.

Viele, die dieses lesen, werden sich oft heim-  
 lich gesagt haben, daß ihnen die Alten nicht so  
 schmecken, als manche Neuere. Ich muß bekennen,  
 es ist mir selbst so gegangen; ich habe manche be-  
 wundert, ehe sie mir gefallen haben; hingegen ha-  
 ben mir auch manche gefallen, ehe ich sie verstan-  
 den habe. Und ich bin überzeugt, es geht manchen  
 Personen so, die Kommentarien über diese Werke  
 schreiben. Ich habe den Horaz lange vorher be-  
 wundert, ehe er mir gefallen hat; ich mußte es  
 thun, so wie man in Wien niederfallen muß, wenn

das kommt, was man dort das Venerabile nennt. Und Milton und Virgil haben mir eher gefallen, als ich sie verstanden habe. Nachdem ich bekannter in der Welt geworden bin, nachdem ich angefangen habe, selbst Bemerkungen über den Menschen zu machen — nicht niederzuschreiben, sondern nur aufmerksam zu sein — und mich dann, wenn ich diese Schriftsteller las, meiner Bemerkungen wieder zu erinnern, so fand ich, daß das, was ich in jenen Dichtern als unbrauchbares Gestein weggeworfen hatte, gerade das Erz war. Ich versuchte es nun mit andern Stellen, mit denen meine Bemerkungen noch nicht zusammengetroffen waren; sie machten mich im gemeinen Leben aufmerksam, und seit der Zeit (ich bekenne gern, daß es noch nicht lange ist) wächst meine Bewunderung jener Männer täglich, und ich schätze mich glücklich, daß ich von Grund meines Herzens überzeugt bin, daß sie die Unsterblichkeit verdienen, die sie erhalten haben.

Wer sich in dieser Art die Alten zu lesen etwas geübt hat, der gehe nun einmal zu den Neuern

über. Er wird nicht allein keine Beschäftigung finden, sondern wird oft einen geheimen Unwillen verspüren, wenn er sieht, was für einen Ruhm diese Leute erhalten haben, und daß es einem für Unverstand ausgelegt werden würde, wenn man es öffentlich bekennen wollte. Allein ich denke, laßt sie gehen; sie gehen gewiß nicht durch das feine Sieb, womit die Zeit unsere Werke der Ewigkeit zusiebt. Kein Buch kann auf die Nachwelt gehen, das nicht die Untersuchung des vernünftigen und erfahrenen Weltkennters aushält. Selbst die Farce, die Schurre muß Erziehung für diesen Mann enthalten, und sie kann es, wenn sie zur Ewigkeit gehen soll. Geschieht es zuweilen, daß solche Dinger ohne innern Werth doch fortdauern, so ist es mehr den messingenen Krampen zuzuschreiben. Der Beifall der Primaner und der Zeitungsschreiber ist, so wie ihr Tadel, in Absicht des Ruhms eines Werks, was ein Tropfen im Weltmeere ist. Ihren gerechten Tadel wird der Fels der Vergessenheit, der schon hängt, um sich über alles Elende zu wälzen, mit dem Werke zugleich bedecken; und



mit ihrem ungerächten Können sie so wenig einem Werke den Weg zur Unsterblichkeit versperren, als die eintretende Fluth mit einem Startenblatte zurückfächeln. Dem Verfasser können sie allerdings schaden; den Leib können sie tödten, aber die Seele nicht. In der Tausend und-Einen Nacht ist mehr gesunde Vernunft, als viele von den Leuten glauben, die arabisch lernen, sonst hätten wir vermuthlich schon Uebersetzungen von den übrigen Bänden \*).

13.

Unsere neuen Kritiker preisen uns im Styl die edle und ungekünstelte Einfachheit an, ohne uns durch ihr Beispiel auf diese edle Einfachheit zu führen. Alles, was sie zu sagen wissen ist, daß sie uns auf die Alten verweisen — in der That, eine Art zu verfahren, die nicht anders, als gefährlich sein

\*) Seitdem L. dieses schrieb, sind mehrere vollständige Uebersetzungen dieser Märchen erschienen. Die neueste und beste ist die von Sablitz, v. d. Hagen u. Schall. Breslau v. Max und Komp. 1825.

D. S.

kann. Nicht jeder, der ebelesinfältig schreiben soll, kann die Alten lesen — das wäre fürwahr zu viel verlangt; von dem aber, der eine solche Forderung thut, kann man mit Recht mehr verlangen. Er muß sich erklären. Der meiste Theil der Menschen, deren Styl als nicht simpel genug getadelt worden ist, hat, wenn er schrieb, immer eine gewisse Spannung bei sich verspürt; eine gewisse Aufmerksamkeit, nichts zudringen zu lassen, was schlecht wäre; nun wollen sie ganz edel und schlechtweg schreiben, lassen von dieser Spannung nach, und nun bringt alles Gemeine zu. Simpel und edelsimpel zu schreiben erfordert vielleicht die größte Spannung der Kräfte, weil, bei einem allgemeinen Bestreben unserer Seelenkräfte gefallen zu wollen, sich nichts so leicht einschleicht, als das Gefuchte. Es wird außerdem eine eigene Art dazu erfordert, die Dinge in der Welt zu betrachten, die eher das Werk eines nicht sehr belesenen schönen Selbstes, als eines Studiums des Alterthums ist. Wenigstens glaube ich, soll man die Simplicität nie' aus anderen Schriften zuerst kennen lernen wollen.

Wer so viel Latein versteht, daß er den Horaz ohne Anstand lesen kann, und nicht bloß an einigen Sentenzen desselben Vergnügen findet; sondern spürt, daß trotz einer oft überraschenden Schönheit, dennoch sein Gefühl mit dem Horazischen immer gleich geht, der kann hernach den Horaz zu seinem Unterricht lesen, und wird das, was in ihm Schönes liegt, alsdann noch mehr entwickeln. Wer aber gehört hat, Horaz sei schön, liebt ihn, ohne ihn wirklich seiner Empfindung harmonisch zu finden; merkt sich einige Sätze und ahmt ihn nach; der muß entweder ein sehr feiner Betrüger sein, oder es wird allemal unglücklich ausfallen. Ein solcher Schriftsteller wird allemal glauben, er habe ihn übertroffen, so oft er eine Zeile niederschreibt, und dies zwar bedwegen, weil er die Schönheiten des Horaz als absolut für sich bestehend ansieht, und nicht bedenkt, daß sie in einem gewissen Verhältnisse mit der menschlichen Natur stehen, das er nicht kennt, also nicht weiß, wo der Punkt ist, unter welchem keine Schönheit, und über welchem keine Simplicität mehr statt findet.

Nicht Jedermann ist es gegeben, so zu schreiben, wie es dem Menschen in Abstracto zu allen Zeiten und in allen Weltaltern gefallen muß. In einer Verfassung der Welt, wie die jetzige, gehört viel Kraft dazu, um immer im Wesentlichen zu wachsen, und sehr viel Ballast, um nicht, wenn Alles schwanke, auch mit zu schwanke. Auf diese Art natürlich zu schreiben, erfordert unstreitig die meiste Kunst, jezo da wir meistens künstliche Menschen sind. Wir müssen, so zu reden, das Kostume des natürlichen Menschen erst studiren, wenn wir natürlich schreiben wollen. Philosophie, Beobachtung seiner selbst, und zwar genauere Naturlehre des Herzens und der Seele überhaupt, allein und in allen ihren Verbindungen, diese muß derjenige studiren, der für alle Zeiten schreiben will. Das ist der feste Punkt, wo sich gewiß die Menschen einmal wieder begegnen, es geschehe auch, wenn es wolle. Ist ein solcher Gedanke der herrschende, so ist der Werth des menschlichen Geschlechts, mit den Mathematikern zu reden, ein

Größtes, und Fein Gott kann es höher bringen. Wer nur für etliche Jahre, nur für eine Messe, oder nur für eine Woche schreibt, kommt mit Wenigern aus. Er darf nur neuere Schriftsteller lesen, die Gesellschaften seiner Zeit besuchen, so giebt sich, wosfern er nur ein Mensch ist, wie man ihn in die Handhaltung braucht, das Uebrige von selbst. Der Gedanke, daß es so außerordentlich leicht ist, schlecht zu schreiben, hat mich daher oft beschäftigt. Ich meine nicht, daß es leicht sei, etwas Schlechtes zu schreiben; daß man selbst für schlecht hielt, nein! sondern daß es so leicht ist, etwas Schlechtes zu schreiben, daß man für sehr schön hält. Hierin liegt das Demüthigende. Ich zeichne eine gerade Linie, und die ganze Welt sagt: „Das ist eine krumme“ — Ich zeichne noch eine, diese wird gewiß gerade sein, denke ich; und man sagt gar: „Di diese ist noch krummer.“ — Was ist da zu thun? Das Beste ist, keine gerade Linie mehr gezeichnet, und dafür anderer Leute gerade Linien betrachtet, oder selbst nachgedacht.

Mir ist nichts abgeschmackter in unsern Schauspielern, als die wohlgefehten Knieen, die auf den Knien gehalten werden. Man wird nach und nach auch so sehr daran gewöhnt, daß es nicht viel größern Eindruck macht, Jemanden auf den Knien zu sehen, als wenn er die Arme kreuzt. Wenn mich mein eignes Gefühl nicht trügt, so kniet man nicht leicht vor einem Menschen, und nicht eher, als bis die Sprache zu fallen anfängt. Wer mit seinen Knien so fertig ist, und seine Bethenerungen so regelmäßig hersagt, der ist ohne Zweifel ein Betrüger. Ich fordere die Herzen aller derjenigen auf, die irgend einmal in der Welt einen Menschen vor einem Menschen aus Affekt haben Knien sehen, oder selbst einmal gekniet haben; und frage, ob es billig ist, mit diesem größten und ehrwürdigsten Zeichen des innersten Affekts, das die menschliche Natur hat, jede kleine vorübergehende Wallung des Bluts zu bezeichnen? Ich habe ein einzigesmal einen Mann im Ernste knien

sehn, und als er hinsiel, so war es mir, als entginge mir der Athem.

16.

Es ist eine sehr schöne Bemerkung von Priestley, daß der bilderreichste Styl eben so natürlich ist, als der einfachste, der nur die gemeinsten Worte gebraucht; denn wenn die Seele in der gehörigen Lage ist, so kommen jene Bilder ihr eben so natürlich vor, als diese simplen Ausdrücke.

17.

Der wahre Witz weiß ganz von der Sache entfernte Dinge so zu seinem Vortheil zu nutzen, daß der Leser denken muß, der Schriftsteller habe sich nicht nach der Sache, sondern die Sache nach ihm gerichtet.

18.

Es ist mit den Sinngedächten, wie mit den Erfindungen überhaupt; die besten sind ebenfalls diejenigen, wobei man sich ärgert, den Gedanken nicht selbst gehabt zu haben. Das ist es wohl, was die Leute meinen, wenn sie sagen, der Gedanke müsse natürlich sein.

19.

Was eigentlich den Schriftsteller für den Menschen ausmacht, ist, beständig zu sagen, was der größte Theil der Menschen denkt oder fühlt, ob ne es zu wissen. Der mittelmäßige Schriftsteller sagt nur, was Jeder würde gesagt haben. Hierin besteht ein großer Vortheil, zumal der dramatischen und Romanendichter.

20.

Es soll Menschen gegeben haben, die, wenn sie eignen Gedanken niederschrieben, auch sogleich die beste Form dafür getroffen haben sollen. Ich glaube wenig davon. Es bleibt allemal die Frage, ob der Ausdruck nicht besser geworden wäre, wenn sie den Gedanken mehr gewandt hätten; ob nicht manches Wort hätte wegbleiben können und dergl. — Gleich auf den ersten Wurf so zu schreiben, wie z. B. Tacitus, liegt nicht in der menschlichen Natur. Um einen Gedanken recht rein darzustellen, dazu gehört vieles Abwaschen und Absäu-

ßen, so wie einen Körper rein darzustellen. Um sich hiervon zu überzeugen, vergleiche man nur die ersten Ausgaben der Réflexions von Rochefoucault mit den spätern. Man sehe die Ausgabe des Abbé Brotier (Paris 1789.) so wird man finden, was ich gesagt habe. Wenigstens wird es kaum möglich sein, gleich das erstemal so zu schreiben, daß man eine Schrift öfters wieder liest, und immer mit neuem Vergnügen. Brotier drückt sich in dieser Ausgabe vortreflich hierüber aus. Er sagt: Corneille, Bossuet, Bourdaloue, la Fontaine et la Rochefoucault ont pensé et nous pensons avec eux, et nous ne cessons de penser, et tous les jours ils nous fournissent des pensées nouvelles; que nous lisons Racine, Flechier, Neuville, Voltaire, ils ont beaucoup pensé, mais ils nous laissent peu à penser après eux. Tels sont dans les arts Raphael et Michel-Ange, qui ont animé et aiment encore tous les artistes, tandis que Guido et la Borain plaisent, sans qu'il sorte de leurs ouvrages presque aucune étincelle de ce feu, qui porte la lumière et la chaleur. — Auch

verliert sich bei öfterm Hin- und Herwenden des Gedankens der Nihil zu glänzen, und man streicht weg, was bloß des Glanzes wegen dasteht.

21.

Die Vorschriften, wie man Verse machen soll, mögen wohl an sich gut sein und Kenntnisse ver-rathen, aber mir kommen sie immer vor, wie das sonst vortrefliche Sir Digby Decsept Krebsse zu machen: Man nehme einige alte Krebsse, stoße sie klein und gieße Wasser darüber.

22.

Die deutschen Gesellschaften setzen Preise auf das beste Trauerspiel; unser Vaterland scheint nicht das Land der Trauerspiele zu sein. Warum setzen sie nicht einmal einen Preis auf ein philosophisches Gedicht, wie das des Lukrez, oder auch nur eines über die Elektrizität in dem Geschmack? Ich glaube, daß diese Lehre der größten und erhabensten Darstellung fähig wäre; da könnte man wagen, was man in einem philosophischen Traktat nicht wagen dürfte.

23.

Das was man wahr empfindet, auch wahr auszudrücken, das heißt, mit jenen kleinen Beglaubigungszügen der Selbstempfindung, macht eigentlich den großen Schriftsteller; die gemeinen bedienen sich immer der Redensarten, die immer Kleider vom Trödelmarkt sind.

24.

Ein großer Griff in der Versifikation ist es, verwickelte Konstruktionen, dergleichen man in Prosa macht, auch im Vers anzubringen und doch sich heraus zu wickeln, ohne weder dem Sinn noch dem Reim Gewalt anzuthun. Ich verstehe mich hier selbst sehr wohl, finde aber, daß ich mich nicht für Andere deutlich ausdrücke. Châmmel in seinen Reisen nach dem süßlichen Frankreich hat sich in dem, was ich meine, hauptsächlich als einen großen Meister bewiesen.

25.

Wir haben eigentlich nur Ableger von Romanen und Romdblen; aus dem Saamen werden wenige gezogen,

26.

Wenn ein wichtiger Gedanke strappiren soll, so muß die Ähnlichkeit nicht bloß einleuchtend sein, das ist noch das Geringsste, ob es gleich unumgänglich nöthig ist; sondern sie muß auch von Andern noch nicht gefunden worden sein, und doch muß Alles, was dazu gehört, Jedem so nahe liegen, daß es ihn Wunder nimmt, daß er sie noch nicht ausgefunden hat. Das ist die Hauptsache. Hat man die Bemerkung schon dunkel gemacht, sowohl die eigentliche, als die, womit die Vergleichung angestellt wird, aber noch nie deutlich gedacht, so steigt das Vergnügen aufs Höchste. Die Menschen sehen täglich eine Menge von Dingen, die sie zur Regel erheben könnten, es geschieht aber nicht; sie bringen sie nicht zu Buch, und das ist die rechte Fundgrube des Witzes.

27.

In jedem Menschen liegt eine Menge von richtigen Bemerkungen; allein die Kunst ist, sie gehörig sagen zu lernen — das ist sehr schwer, we-

nigstens viel schwerer, als Mancher glaubt; und gewiß kommen alle schlechten Schriftsteller darin mit einander überein, daß sie von Allem dem, was in ihnen liegt, nur das sagen, was Jedermann sagte, und was daher, um gesagt zu werden, nicht einmal in einem zu liegen braucht.

28.

Um gut versifiziren zu können, scheint es unumgänglich nöthig; daß man das Metrum und den Numerus in demselben leise hört, ohne noch die Worte zu vernehmen, die es füllen sollen. Die Form des Gedankens muß dem Dichter schon vorschweben, ehe der Gedanke selbst erscheint.

29.

Mich wundert, daß noch Niemand eine Bibliogenie geschrieben hat, ein Lehrgebieth, worin die Entstehung nicht sowohl der Bücher als des Buchs beschrieben würde — vom Leinfaamen an bis es endlich auf dem Depositorio ruht. Es könnte gewiß dabei viel Unterhaltendes und zugleich Lehrreiches gesagt werden. Von Entstehung der Rum-

pen; Vorfertigung des Papiers; Entstehung des Matulaturb; mitunter die Druckerei; wie ein Buchstabe heute hier, morgen dort dient. Alsdann wie die Bücher geschrieben werden. Hier könnte viel Satire angebracht werden. Der Buchbinder; hauptsächlich die Büchertitel und zuletzt die Pfefferbüten. Jede Verrichtung könnte einen Gesang ausmachen, und bei jedem könnte der Geist eines Mannes angerufen werden.

30.

Ich glaube, die Zeit des Deutschen Hexameters kommt erst durch Gewohnheit. Wenn man erst recht viel Gutes in deutschen Hexametern zu lesen haben wird, so wird er sich durch Assoziation empfehlen. Diese Zeit ist noch nicht da. Besser wäre es unstreitig, durch liebliches Sylbenmaaß selbst dem mittelmäßigsten Gedanken Anmuth zu verschaffen, als einem widrigen Sylbenmaaß durch Größe der Gedanken aufzuhelfen zu wollen. Es ist etwas Verkehrtes in der Absicht. Warum haben Engländer und Franzosen keine berühmten Hexameter? Unberühmte mögen sie wohl genug haben,

ich habe selbst dergleichen gesehen; sie schienen mir abscheulich, und ich habe Ursache zu glauben, daß es unzähligen Andern nicht besser damit gehen würde. Warum halten diese Nationen nicht darauf? Ich fürchte, der Grund davon liegt sehr tief. Bewahre Gott, daß so etwas eine Regel für Deutsche werden sollte, aber ein Wink ist es allemal. Mit Raisonnement muß man nicht kommen; Gefühl geht hier darüber, und nur dieses hat ein Recht zu entscheiden. Warum will man etwas einführen, das dem Gefühl erst durch Association von Begriffen erträglich wird? Bei den Engländern bekümmert man sich nicht um Raisonnement, wo es auf Gefühl ankommt. Ein wohlklingender Hexameter ist ja bezwegen noch nicht ein wohlklingender Vers überhaupt. Was den Griechen und Römern gefallen hat, muß uns bezwegen nicht auch gefallen. Indessen verdienen diejenigen unter unsern Dichtern, die etwas Schönes in schönen Hexametern gesagt haben, Dank, indem sie dadurch vernuthlich der Ergözung unserer Nachkommen ein größeres Feld verschafft haben.

Es ist etwas, was (dünkt mich) unsere besten Romanendichter von den großen Männern der Ausländer in diesem Fach unterscheidet (auch der größte Theil unserer dramatischen Schriftsteller gehört dahin): daß man, um ihren Werth und die Schwierigkeit, so zu schreiben, ganz zu fühlen, Lectüre haben muß. Sie sollten aber ihre Charaktere so entwerfen, daß man glaubte, man befände sich unter Lebendigen, und ginge mit ihnen um, und lebte mit ihnen. Es scheint, als wenn der Fleiß auch sogar den Dichter bei den Deutschen machte und machen müßte. Es ist (glaube ich) eine gute Erinnerung für unsere Landsleute, wenn sie auf Eminenz Anspruch machen wollen, sich Fächer zu wählen, wo bloß Fleiß und Urtheilskraft den Werth des Werks ausmachen, und lieber daweg zu bleiben, wo ein Senforn von Genie die vierzigjährige Arbeit des studirten Nachahmers verbunkeln kann. Das Fliegen muß man den Vögeln überlassen.



Die Verse, die in Deutschland bei gewissen Gelegenheiten gemacht werden, theilen sich in zwei Klassen; das Karmen und das Gedicht. Das Karmen besteht aus größtentheils bedruckten Seiten in Folio, wovon eine dem Titel, die andern dem Inhalt gewidmet sind. Der Inhalt besteht aus gereimten Zeilen und der Titel ist die Hauptsache. Wenn die Zeilen gereimt sind, so ist das Uebrige von geringer Bedeutung. Man hat bei Verfertigung eines Karmens nur die Regel zu beobachten, die Wolf den Kalendermachern beim Wetter glebt: man muß im Winter keine Donnerwetter, und im Sommer keinen Schnee prophezeihen. — Bei dem Gedicht ist der Titel nicht die Hauptsache; es ist daher sehr oft in Quarto oder in Oktavo gedruckt, und der Reim ist keine *conditio sine qua non*. Manche Arten sind gar nicht leicht zu machen, und das ist die Ursache, daß sie jetzt ziemlich selten sind. Man macht daher jetzt sehr häufig Karmine in Quarto und Oktavo.

Es ist fast nicht möglich, etwas Gutes zu schreiben, ohne daß man sich dabei Jemanden oder auch eine gewisse Auswahl von Menschen denkt, die man anredet. Es erleichtert wenigstens den Vortrag sehr in tausend Fällen gegen einen.

Die Künste üben die Empfindung und Phantasie und verfeinern sie. Diese Fähigkeiten aber und ihre Vervollkommnung sind zu Erreichung des Zwecks menschlicher Natur unentbehrlich, wir mögen nun diese in die Glückseligkeit oder in die Ausübung der Tugend setzen.

2.

A. Ja, die Nonnen haben sich nicht allein durch ein strenges Gelübde der Keuschheit, sondern auch noch durch starke Bitter vor ihren Fenstern verwahrt.

B. O! durch das Gelübde wollten wir wohl kommen, wenn wir nur durch die Bitter wären.

3.

Man hat so viele Anweisungen, den Wein recht zu bauen, und noch keine, ihn recht zu trinken. Er wächst nur gut unter dem Schutze eines sauksten Himmels, und ähnliche Seelen müssen diejenigen haben, die ihn am besten trinken. Derjenige der mehr als eine Bouteille trinkt, ohne entweder französisch oder von seinem Mädchen zu sprechen, ohne mich seiner Freundschaft zu versichern, ohne zu singen, ohne irgend ein kleines Geheimniß zu verrathen u. s. w. und der, der beim vierten Glas mich hitzig fragt, ob ich ihn nicht für einen braven Kerl halte, alle kleinen Scherze kritisch abwägt, kurz der Unglückliche, der beim Wein immer Schläge haben will, und sehr

XI.

Wißige und satyrische Einfälle, Bemerkungen und Vergleichen.

1.

Barrere erzählt in seinem Werke über Guinea, daß die Wilden keinen in ihre Gesellschaft aufnehmen, bevor er nicht eine Menge harter Proben ausgestanden und sich tüchtig gezeigt hat, Hunger und Durst zu leiden, sich von großen Ameisen, Wespen, Fliegen und andern Ungeziefer auf das heftigste stechen, und sich an verschiedenen Stellen Schnitte in den Leib machen zu lassen; kurz, die empfindlichsten Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit und Geduld zu ertragen. — Das ist doch mehr, als das Magisterwerden bei uns.

oft auch bekommt, thäten beide weiser, wenn sie Wasser tranken.

4.

Vertheidigung eines schlechten Autors. Darf man Schauspiele schreiben, die nicht zum Schauen sind, so möchte ich sehen, wer mir wehren wollte, ein Buch zu schreiben, das nicht zum Lesen ist.

5.

Ueber die Horazische Regel: *Nonnum prematur in annum*. Ich sehe nicht, warum, da der Autor selbst nur neun Monate im Mutterleibe gelegen hat, sein Buch neun Jahre im Pulte liegen soll? Oder werden die Gedanken besser, wenn sie lange liegen? Man kann sich nichts Einfältigeres denken. Mich wundert es gar nicht, wenn ein Staat mit solchen Gesetzen nicht bestehen kann. Gottlob kenne ich auch keine Provinz in Deutschland, wo die Gelehrten ihre Werke neun Jahr liegen lassen; doch sind mir Beispiele bekannt, wo Richter die Horazische Regel befolgt haben: sie ließen nämlich die Prozesse neun Jahre

lang liegen, aber am Ende würden sie gemeinlich schlechter entscheiden, als in den Ländern, wo man sie aus dem Stegreife entscheidet.

6.

Jeder arme Teufel sollte wenigstens zwei ehrliche Namen haben, damit er den einen daran wagen könnte, um den andern ins Brod zu bringen. So haben Schriftsteller anonymisch geschrieben. Man könnte sich dann mit dem einen noch wehren, wenn der andere abgeschnitten wäre.

7.

Sie streichen die Postwagen roth an, als die Farbe des Schmerzes und der Marter, und bedecken sie mit Wachsklumpen, nicht wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn die Reisenden haben ihren Feind unter sich, das sind die Wege und der Postwagen), sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht, damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schnelben.

8.

Wenn man manche Hstörchen genau untersucht, so wird man immer finden, daß etwas Wahres darunter steckt, und zuweilen etwas ganz Anderes, als man sich anfangs vorstellte. So sind z. B. die Hexen; die man ehemals so sehr mit Feuer und Wasser verfolgte; gar die Geschöpfe nicht gewesen, die man sich gemeinlich einbildet; auch hat man das Verbrennen derselben ein wenig zu früh eingestellt. Ich habe an die 150 Stellen gesammelt, woraus ich beweisen kann, daß die Hexen der vorigen Welt eigentlich die Kaffeeschwester der jetzigen sind. Unter dem Namen Kaffeeschwester verstehe ich alle alte Frauenpersonen, die in ihrer Jugend so viel gelernt haben, daß sie die Bibel bis auf einige Nomina propria im alten Testament, ziemlich fertig weglesen, und alle Zahlen aussprechen können, wenn sie mit Worten geschrieben sind; die, nächst den biblischen Geschichten, sich hauptsächlich auf die Privatgeschichte aller Familien in ihrem Städtgen gelegt haben, und über Schwangerschaften, Eheverlöbniße,

Hochzelttage und Kopszeuge Register halten; die in jeder Krankheit eines jungen Mädchens den Wastard reifen sehen, und den Mann und den Ball errathen, der die Ursach und die Gelegenheit dazu war; die hypothetische Ehen zwischen lebigen Personen und nicht selten reelle Ehescheidungen mit ihrem Geschwäh stiften, kurz alle unverständigen, plappernden, besuchene gehende, alten Weiber, die eben so sehr die Pest und das Verderben der guten Gesellschaft, als die verständigen Matronen und ehrwürdigen Mütter die Plurbe derselben sind. Die Hexen schwammen auf dem Wasser ist ein bloß figurlicher Ausdruck, und soll nur soviel heißen, daß eigentlich Thee und Kaffee ihr Element sei, und ich glaube im Ernst, daß unsere neuen Hexen im Kaffee nicht erkauft werden können, denn ich habe selbst einmal eine 24 Tassen trinken sehen, da die fettschneisten westphälischen Viehmägde an vieren sterben. Daß sie am 1 Mal auf einen Besen reiten, hat mir vom Anfang an am meisten zu schaffen gemacht, denn ich habe zwar öfters in meinem Leben Birkenbesen

sind Kaffeeschweftern beisammen gesehen, aber allemal ritt das Birkenholz auf der Kaffeeschwester. Ferner da im mittlern Latein ein Busch oder Wesen Boeissonus heißt, so hätte es leicht sein können, daß Jemand den Bösen, als welches den Teufel bedeutet, mit dem allerdings die Hexen sowohl, als die Kaffeeschweftern viel zu thun haben, mit dem Wesen verwechselt. Aber so wahrscheinlich auch dieses Manchem scheinen möchte, so wird doch der Denker auch hier die Schwierigkeit finden, die wir oben beim Birkenholz fanden. Denn nach dieser Erklärung hätten die Hexen zwar den Teufel geritten, aber sie könnten alsdann unsere Kaffeeschweftern nicht sein, denn die reitet umgekehrt der Teufel. Sonst heißt ja bekanntlich die großbärtige Schwalbe, die Ziegenmelkerin, wegen ihrer Neigung zum Trinken in manchen Ländern die *Hexe*, was war also natürlicher, als daß man die Melkerinnen der Kaffeekannen eben so nannte?

9.

Der große Geist. Er hatte die Eigenschaften der größten Männer in sich vereinigt: er

trug den Kopf schief, wie Alexander; hatte immer etwas in den Haaren zu nisteln, wie Cäsar, konnte Kaffee trinken, wie Leibniz, und wenn er einmal recht in seinem Lehrstuhl saß, so vergaß er Essen und Trinken darüber, wie Newton, und man mußte ihn wie diesen wecken; seine Perücke trug er wie Dr. Johnson, und ein Hosenknoopf stand ihm immer offen wie dem Cervantes.

10.

„Die Wälder werden immer kleiner, das Holz nimmt ab, was wollen wir anfangen?“ O, wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicherlich so lange Wälder brennen, bis neuer Vorrath angewachsen ist.

11.

Der Vorschlag Wälder zu brennen, und dadurch wieder in Hanf und Flachs zu verwandeln, ist aller Aufmerksamkeit eines Patrioten würdig. Eigentlich werden doch nie Kriege gegen Wälder geführt, denn die Schammügel der Gewürzräucher vermindern die Bevölkerung gar nicht. Man sollte

Wücher einlieferu lassen, wie Sperlingsköpfe an manchen Orten.

10.

Vergleichung unsers neuern Styls mit den englischen Gärten. Jedermann muß wissen, wenn er es auch nicht fühlt, daß die englischen Gärten die vortrefflichsten sind, so daß ich überzeugt bin, die Natur hat es schon hundertmal bereut, daß sie den Schafhauser Wasserfall nicht gerade den Mäulen von Palmyra gegenüber, und den Montblanc auf die Lüneburger Halbe gesetzt hat, wodurch nicht allein jene ganze Gegend, sondern auch hauptsächlich der Prospect vom Baumhause zu Hamburg gewonnen haben würde. Nun aber betrachte man einmal die englischen Gärten: Da schlängelt sich ein angenehmer Weg von einer Wertesnelle nach einem Gartenhause hin, das kaum einen Büchenschuß vor uns liegt; eben so führen uns unsere Schriftsteller nach ihrem Gegenstande hin — so wie dort zu beiden Seiten die herrlichsten Lorbeerbäume, das mit Trotteln behangene Liburnum, der reizende Tulpenbaum

und die schöne Mäule unter der deutschen Eiche stehen, so wandelt hier Herz und Ohr durch die sanftesten Sentenzen-Mischungen in angenehmer Ungewißheit dahin, ob wir den polirten Pöbel von Versailles oder einen von Hermanns Abjunctanten sprechen hören; es stehen da jonische Wörter neben altbrittischen, und Lemgo und Rom umarmen sich. — Dort sieht man hinter Brombeeren und ausländischem Unkraut den Wolken spornenden Obelisk emporstragen, gerade so wie hier, unter dem angenehmsten verworrenen Dissonnement, sich die asiatische Periode in einen Schluß erhebt, den man da nicht suchen sollte. Und sowie dort die schönsten übergoldeten Vasen aus Holz, die schönsten Götterstatuen bei muthwilligen Faunen stehen, so steht hier die reizendste Pracht-Moral, umarmt von der lieblichsten Sate u. s. w.

11.

Das Wort Laune wird heutzutage fast in einem so weltläufigen Sinne gebraucht, als das Wort Butterbrot.

14.

Die Zeitungsschreiber haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhms nennen, worin sie den ganzen Tag Vortrats anschlagen und abnehmen, und ein Gehämmert machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört.

15.

Herkules wird mit einer Löwenhaut gemalt, um seine Thaten anzudeuten; unsere Jäger müßte man mit einem Hasenfell über dem Kopf malen und unsere kritischen Herkulesse mit dem Felle eines armen Dichters, dem man, um es kenntlich zu machen, noch einige Lorbeerblätter um den Kopf, und eine Feder hinter dem Ohr lassen könnte.

16.

Die Bewegungsgründe, woraus man etwas thut, könnten so wie die 32 Winde geordnet, und ihre Namen auf eine ähnliche Art formirt werden, z. B. Brot • Brot • Ruhm, oder Ruhm • Brot • Brot.

17.

Wir sind so albern, daß wir immer auf das Natürliche bringen, andere Nationen sind klüger. In London heißt *he is a natural*, nicht ein Haar weniger, als: Er ist ein dümmes Thier, und wer weiß nicht, daß natürlicher Sohn soviel ist als ehrloser Bastard, und daß dergleichen Menschen in vielen Ländern Deutschlands von allen Ehrenstellen ausgeschlossen sind, wo zu nur die unnatürlichen gelangen können?

18.

Das Buch, das in der Welt am ersten verboten zu werden verdiente, wäre ein Katalogus von verbotenen Büchern.

19.

Von einem, der nur immer auf das Gegenwärtige denkt, könnte man sagen: Er hat die Unsterblichkeit der Seele nicht erfunden.

20.

Es ist doch nichts als eine bloße Verwechslung von Mehl und Deln bei Weibern, beim ehr-

lichen Manne sowohl, als bei dem Spitzbuben.  
Der Eine sieht Jenes an, als wäre es Dieses, und  
der Andere hält dieses für Jenes.

21.

Wenn einmal Jemand dem größten Schemm  
in Deutschland 100,000 Louisd'or vermachte, wie  
viele Prätendenten zur Erbschaft würden sich nicht  
finden!

22.

Die menschliche Haut ist ein Boden, worauf  
Haare wachsen; mich wundert, daß man noch kein  
Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu  
besten, um die Leute zu scheeren.

23.

Der Vater. Mein Töchterchen, du weißt,  
Salomon sagt: Wenn dich die bösen Wuben  
locken, so folge ihnen nicht.

Die Tochter. Aber, Papa, was muß ich  
dann thun, wenn mich die guten Wuben locken?

24.

„Das alte Weib“ könnte eine vortrefliche  
politische Monatschrift werden.

25.

Die schönen Weiber werden heut zu Tage  
mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet.

26.

A. Hat das Mädchen nicht einen herrlichen Busen?

B. Ja wohl, das ist recht, was Horaz eine  
*lene praeparatum pectus* nennt.

27.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem  
Pastor und einem Arzt?

Antwort: Der Pastor baut den Acker Got-  
tes und der Arzt den Gottesacker.

28.

Es giebt manche Leute, die nicht eher hören,  
als bis man ihnen die Ohren abschneidet.

29.

Ich schätze Leute glücklich, die einen Vornamen  
mit einem M. haben, weil sie gleichsam natürliche  
Magistri sind.

30.

Der herrschende Geschmack an Halbromanen  
zeigt sich sogar jetzt in unsern politischen Zeitungen.



31.

A. Sagen Sie mir, soll ich heirathen oder nicht?

B. Ich möchte, Sie machten es wie Ihre Frau Mutter und heiratheten in Ihrem Leben nicht.

32.

A. Dies ist wohl Ihre Frau Liebste?

B. Um Vergebung, es ist bloß meine Frau.

33.

Der Esel kommt mir vor, wie ein Pferd in's Holländische übersetzt.

34.

Der Gang der Jahreszeiten ist ein Uhrwerk, wo ein Rufel ruft, wenn es Frühling ist.

35.

Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen.

36.

Die Gesundheit sieht es lieber, wenn der Körper tanzt, als wenn er schreibt.

XII.

Gute Rathschläge, Vorschläge  
und Maximen.

1.

Ein gutes Mittel, gesunden Menschenverstand zu erlangen, ist ein beständiges Bestreben nach deutlichen Begriffen, und zwar nicht bloß aus-Beschreibungen Anderer, sondern soviel möglich durch eigenes Anschauen. Man muß die Sachen oft in der Absicht ansehen, etwas darauf zu finden, was Andere nicht gesehen haben; von jedem Wort muß man sich wenigstens einmal eine Erklärung gemacht haben, und keines brauchen, das man nicht versteht.

2.

Es ist sehr gut, Alles was man denkt, rechnet u. dgl. in besondere Bücher zu schreiben; dies macht den Wachsthum merklich, unterhält den Fleiß, und giebt einen Nebenbewegungsgrund, aufmerksam zu sein.

3.

Man muß nie denken, dieser Satz ist mir zu schwer, der gehört für große Gelehrte, ich will mich mit den andern hier beschäftigen; das ist eine Schwachheit, die leicht in eine völlige Unthätigkeit ausarten kann. Man muß sich für nichts zu gering halten.

4.

Zwei Absichten muß man bei der Lectüre beständig vor Augen haben, wenn sie vernünftig sein soll: einmal, die Sachen zu behalten und sie mit seinem System zu vereinigen, und dann vornehmlich sich die Art eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angesehen haben. Das ist die Ursache, warum man Jedermann warnen sollte, keine Bücher von Stämpfern zu lesen, zumal wo sie ihr

eigenes Raisonnement eingemischt haben. Man kann Sachen aus ihren Compilationen lernen, allein was einem Philosophen eben so wichtig, wo nicht wichtiger ist, seiner Denkungsart eine gute Form zu geben, lernt er nicht.

5.

Hüte dich, daß du nicht durch Zufälle in eine Stelle kommst, der du nicht gewachsen bist, damit du nicht scheinen mußt, was du nicht bist. Nichts ist gefährlicher, und tödtet alle innere Ruhe mehr, ja ist aller Rechtschaffenheit mehr nachtheilig, als dieses, und endigt gemeinlich mit einem ganzlichen Verlust des Credits.

6.

Ueße deine Kräfte; was dich jetzt Mühe kostet, wird dir endlich maskinenmäßige werden.

7.

Was man sieht, thut oder liest, suche man immer auf den Grad der Deutlichkeit zurück zu bringen, daß man wenigstens die gemeinsten Einwürfe dagegen beantworten kann; alsdann läßt es sich zu dem errichteten Fond unserer Wissenschaft

schlagen. Kein streitiges Vermögen muß je darunter gerechnet werden. Will sich etwas allgemein Angenommenes nicht mit unserm System vertragen, so fehlen uns vielleicht noch Grundbeeen, und Erlernung solcher ist ein großer Gewinn.

8.

Man muß nicht zu viel in Büchern blättern über Wissenschaften, die man noch zu erkennen hat. Es schlägt oft nieder. Immer nur das Gegenwärtige weggearbeitet!

9.

Durch eine strikte Aufmerksamkeit auf seine eigenen Gedanken und Empfindungen und durch die stärkst-individualisirende Ausdrückung derselben, durch sorgfältig gewählte Worte, die man gleich wiedererschreibt, kann man in kurzer Zeit einen Vorrath von Bemerkungen erhalten, dessen Nutzen sehr mannichfaltig ist. Wir lernen uns selbst kennen, geben unserm Gedankensystem Festigkeit und Zusammenhang; unsere Neben in Gesellschaften erhalten eine gewisse Eigenheit, wie die Gesichter, welches bei dem Kenner sehr empfiehlt, und dessen

Mangel eine böse Wirkung thut. Man bekommt einen Schatz, der bei künftigen Ausarbeitungen genutzt werden kann, formt zugleich seinen Styl, und stärkt den innern Sinn und die Aufmerksamkeit auf Alles. Nicht alle Reichen sind es durch Glück geworden, sondern viele durch Sparsamkeit. So kann Aufmerksamkeit, Dekonomie der Gedanken und Uebung den Mangel an Genie ersetzen.

10.

Man kann nicht leicht über zu Vieles denken, aber man kann über zu Vieles lesen. Ueber je mehrere Gegenstände ich denke, das heißt, sie mit meinen Erfahrungen und meinem Gedankensystem in Verbindung zu bringen suche, desto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Lesen ist es umgekehrt: ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. Merke ich bei meinem Denken Lücken, die ich nicht ausfüllen, und Schwierigkeiten, die ich nicht überwinden kann, so muß ich nachschlagen und lesen. Entweder dieses ist das Mittel ein brauchbarer Mann zu werden, oder es giebt gar keines.

11.

O wenn man die Bücher und die Kollektaneen sähe, aus denen oft die unsterblichen Werke erwachsen sind — (ich habe die Beständnisse einiger vertranten Schriftsteller für mich, die nicht wenig Aufsehen gemacht haben) — es würde gewiß Tausenden den größten Trost gewähren! Da nun dieses nicht leicht geschehen kann, so muß man lernen durch sich in Andere hineinschauen. Man muß Niemanden für zu groß halten, und mit Uebereizung glauben, daß alle Werke für die Ewigkeit die Frucht des Fleisches und einer angestrengten Aufmerksamkeit gewesen sind.

12.

Von den Jedermann bekannten Büchern muß man nur die allerbesten lesen, und dann lauter solche, die fast Niemand kennt, deren Verfasser aber sonst Männer von Geist sind.

13.

Jeden Augenblick des Lebens, er falle aus welcher Hand des Schicksals er wolle und zu, den

günstigen so wie den ungünstigen, zum bestmöglichen zu machen, darin besteht die Kunst des Lebens und das eigentliche Vorrecht eines vernünftigen Wesens.

14.

Zur Aufweckung des in jedem Menschen schlafenden Systems ist das Schreiben vortrefflich; und jeder, der je geschrieben hat, wird gefunden haben, daß Schreiben immer etwas erweckt, was man vorher nicht deutlich erkannte, ob es gleich in uns lag.

15.

Stich der unvermutheten Vorfälle im Leben so zu seinem Vortheil zu bedenken wissen, daß die Leute glauben, man habe sie vorher gesehen und gewünscht, heißt oft Glück und macht den Mann in der Welt. Ja diese Regel bloß zu wissen und immer im Geist zu haben, ist schon eine Stärkung. Nach Rochefoucault's Urtheil soll der Kardinal be-  
weh diese Eigenschaft in einem hohen Grade besitzen haben.

16.

„Es giebt sehr viele Menschen, die unglücklicher sind, als du“ — gewährt zwar kein Dach darunter zu wohnen, allein sich bei einem Regenschauer darunter zu retiriren, ist das Sätzchen gut genug.

17.

Man sollte sich nicht schlafen legen, ohne sagen zu können, daß man an dem Tage etwas gelernt hätte. Ich verstehe nicht etwa ein Wort, das man vorher noch nicht gewußt hat; so etwas ist nichts; will es Jemand thun, ich habe nichts dagegen; allenfalls kurz vor dem Lichtauslöschen. Nein, was ich unter dem Lernen verstehe, ist Fortrücken der Gränzen unserer wissenschaftlichen oder sonst nützlichen Erkenntniß; Verbesserung eines Irrthums, in dem wir uns lange befunden haben; Gewißheit in manchen Dingen, worüber wir lange ungewiß waren; deutliche Begriffe von dem, was uns undeutlich war; Erkenntniß von Wahrheiten, die sich sehr weit erstrecken u. s. w. Was dieses Bestreben nützlich macht, ist, daß man die

Sache nicht flüchtig vor dem Lichtausblasen abthun kann, sondern daß die Beschäftigungen des ganzen Tages dahin abzwecken müssen. Selbst das Wollen ist bei dergleichen Entschlüssen wichtig, ich meine hier das beständige Bestreben, der Vorschrift Genüge zu leisten.

18.

Unternehm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, dir den Segen des Himmels zu erbitten!

19.

Nicht eher an die Ausarbeitung zu gehen, als bis man mit der ganzen Anlage zufrieden ist, das giebt Muth und erleichtert die Arbeit.

20.

Es ist eine große Stärkung beim Studiren, wenigstens für mich, Alles, was man liest, so deutlich zu fassen, daß man eigene Anwendung davon, oder gar Zusätze dazu machen kann. Man wird dann am Ende geneigt zu glauben, man habe Alles selbst erfinden können, und so etwas macht

Muth, so wie nichts mehr abschreckt, als Gefühl von Superiorität im Buch.

21.

Jede Universität sollte einen Ambassadeur auf den übrigen Universitäten haben, zu zweckmäßiger Unterhaltung sowohl der Freundschaften, als der Feindschaften.

XIII.

U l l e r h a n d.

1.

Wenn die wilden Schwelge dem armen Manne seine Gelder verderben, so rechnet man es ihm unter dem Namen Wildschaden für göttliche Schickung an.

2.

Leffing's, Geständniß, daß er für seinen gesunden Verstand, fast zu viel gelesen habe, beweist, wie gesund sein Verstand war.

3.

Die Menschen gehen zwar nicht an 4 allen vieren, aber sie gehen mit allen vieren. Niemand kann geschwind laufen, ohne mit seinen Händen eine ähnliche Bewegung zu machen. Viele Men-

schen schlendern mit den Händen, wenn sie gehen, nicht aus Nachahmung, sondern aus Natur. Es scheint, dieselbe Kraft, die die Füße bewegt, bewege zugleich die Hände; auch Leute, die in die Höhe springen, machen eine hüpfende Bewegung mit den Händen.

4.

Alles reformirt sich; Musik war ehemals Lärm, Satyre war Pasquill, und da, wo man heutzutage sagt: Erlauben Sie gütigst — schlug man einem vor Alters hinter die Ohren.

5.

In einem Stück sind wir allerdings unendlich weit unter den Engländern, und das ist in der Kunst Verticissements zu machen. Es ist fast unmöglich, sich das Raufens zu enthalten, auch wenn man weiß, daß es nicht wahr ist. Man meint, man glaubt es nicht, und glaubt es doch. Ich habe oft der Sache nachgedacht, und man wird leicht sehen, worin es liegt. Um mich deutlich zu erklären, will ich nur ein Beispiel von den Quack-

salbern geben. Diese machen eine Beschreibung von der Krankheit, gegen die ihre Arznei gerichtet ist, nicht etwa in allgemeinen Ausdrücken und Kurzweg, sondern sie wissen, daß der Mensch lieber Detail hat. Sie beschreiben daher die Symptome genau, und was sie sagen, geht oft heim — die große Kunst aller großen Schriftsteller. So erinnere ich mich einer Bekanntschaft eines Mittels gegen Zahnweh, die ungefähr so lautete: „Überall, wo man jetzt hinkommt, hört man Personen über Schmerzen klagen, die sie Zahnschmerzen nennen, sie sind aber ganz verschieden. Denn viele Personen, die sich die Zähne haben ausziehen lassen, haben sich eher schlimmer darnach befunden. Junge, gesunde Personen sind ihnen am meisten ausgesetzt; sie schlafen wenig, getrauen sich nichts Festes zu essen, aus Furcht, den Schmerz zu erwecken, und fallen daher ganz von Fleisch und werden elend. Ich muß bekennen, daß, meiner großen und langen Erfahrung ungeachtet, mich dieses Uebel lange gekränkt hat, indem ich weder durch Misstehen, noch Schröpfen, noch durch meinen bekanten vor-

trefflichen Zahnbalsam, der sonst gar nicht trägt, etwas ausgerichtet habe; bis ich endlich meine in dem großen Schnupfenjahr 1740 mit dem größten Segen gebrauchten himmlischen Tropfen, (diesen Namen geben ihnen fast wider meinen Willen einige meiner Patienten wegen der wohlthätigen und schnellen Wirkung) die bisher nicht viel helfen wollten, hervorgesucht habe; sie heilen fast augenblicklich, und ich habe wahre Wunder damit gethan."

6.

Es ist sehr reizend, ein ausländisches Frauenzimmer unsere Sprache sprechen und mit schönen Lippen Fehler machen zu hören. Bei Männern ist es nicht so.

7.

Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsere religiösen Begriffe so sonderbar vorkommen werden, als der unsrigen der Mittelzeit.

8.

Es klingt lächerlich, aber es ist wahr: Wenn man etwas Gutes schreiben will, so muß man eine

gute Feder haben, hauptsächlich eine, die, ohne daß man viel drückt, leicht weg schreibt.

9.

Ein großer Nutzen des Schreibens ist auch der, daß die Meinung eines Menschen und das, was er sagt, unverfälscht auf die Nachwelt kommen kann. Die Tradition nimmt etwas von jedem Munde an, durch den sie läuft, und kann endlich eine Sache so vorstellen, daß sie unkenntlich wird. Es ist allemal eine Uebersetzung.

10.

Mit wenigen Worten viel sagen heißt nicht, erst einen Aufsatz machen, und dann die Perioden abkürzen; sondern vielmehr die Sache erst überdenken, und aus dem Ueberdachten das Beste so zu sagen, daß der vernünftige Leser wohl merkt, was man weggelassen hat. Eigentlich heißt es, mit den wenigsten Worten zu erkennen geben, daß man viel gedacht habe.

11.

Könnte man nicht vierteljährliche Sendsender herausgeben, oder gar für jeden Monat



einen, mit einer niedlichen Wignette, Nachrichten und Gedichten geziert?

12.

Wenn eine Geschichte eines Königs nicht verbrannt worden ist, so mag ich sie nicht lesen.

13.

Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog, als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser. Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der am Hofe die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat, und die, die demselben die Unterthanen zureiten, die Schulmeister, hungern müssen.

14.

Daß wir unsere Augen so leicht, und unsere Ohren so schwer verschließen können, wenigstens nicht anders, als wenn wir unsere Hände davor bringen, zeigt unwidersprechlich, daß der Himmel mehr für die Erhaltung der Werkzeuge, als für das Vergnügen der Seele gesorgt hat. Doch sind die Ohren noch unsere besten Wächter im Schlafe.

Was für eine Wohlthat wäre es nicht, die Ohren so leicht verschließen und öffnen zu können, als die Augen!

15.

Zur Deutschen reimt sich Geld auf Welt; es ist kaum möglich, daß es einen vernünftigeren Reim gebe; ich biete allen Sprachen Trost!

16.

Wenn Jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammen sammelte; so würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahres einmal ein Genie. Die eigentlich sogenannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter. Man sieht also, wie viel darauf ankommt, Alles aufzuschreiben.

17.

Wenn man einmal Nachrichten von Patienten gäbe, denen gewisse Wälder und Gesundbrunnen nicht geholfen haben, und zwar mit eben der Sorgfalt, womit man das Gegentheil thut, es würde Niemand mehr hingehen, wenigstens kein Kranker.

18.

Wenn Jemand etwas schlecht macht, das man gut erwartete, so sagt man: Nun ja; so kann ich's auch. Es giebt wenig Medendarten, die so viel Beschelbenheit errathen.

19.

Wenn bei kleinen Personen Alles gehdrig stark und gut ist, so sind sie gewdhulich lebhafter, als andere Menschen, weil bei gleicher Bluterzeugung weniger Masse zu versorgen ist. Zwerge und Niesen sind gemeiniglich gleich dumm, weil bei erstern die Kräfte fehlen, und bei letztern zu viel zu bestreiten ist. Vielleicht kommt es noch dahin, daß man die Menschen verstimmelt, so wie die Bäume, um desto bessere Fruchte des Geistes zu tragen. Das Kastriren zum Singen gehrt schon hieher. Die Frage ist: Ob sich nicht Maler und Poeten eben so schneiden lassen?

20.

Ich habe einmal, wo ich nicht irre, in Hausmanns Emil gelesen, daß ein Mann, der täglich

mit der Sonne aufstand, und mit Untergang derselben zu Bette gieng, über hundert Jahr alt geworden sein soll. Ich glaube aber, wo man eine solche Ordnung in einem Manne antrifft, da sind auch mehrere zu vermuthen, und diese mögen denn die Ursache des Alters gewesen sein.

21.

Mir thut es allemal weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Welt hat dergleichen nöthiger, als der Himmel.

22.

Wenn Jemand in Cochinchina sagt: Doff (mich hungert), so laufen die Leute, als wenn es brennte, ihm etwas zu essen zu geben. In manchen Provinzen Deutschlands könnte ein Dürstiger sagen: Mich hungert, und es würde gerade so viel helfen, als wenn er sagte: Doff.

23.

Es ist doch besonders, daß es in allen Ländern so viele Menschen giebt, die Weltmaschinen verfertigen. Auch in Boston fand sich, wie Driffo er-

zählt, ein gewisser Pope, der über 10 Jahre an einer zugebracht hatte. Eine unnützer Arbeit läßt sich wohl nicht gedenken. Daucansons Flötenspieler, der die Flöte wirklich bläst, geht weit darüber. Einen läppischen Gebrauch kann wohl der Mensch von seinen Seelenkräften nicht machen, als wenn er die Weltmaschine durch ein Näderwerk darzustellen sucht, das immer zur Familie der Brautenwender gehört und daran erinnert. Schon eine vergoldete Sonne, die auf einem Zapfen ruht, ist etwas Abscheuliches und die Schwere durch Stangen zu repräsentiren, an die man die Planeten spießt, hat viel Ähnlichkeit mit dem Einfall des Shakespear, den Mondschein durch einen Stein vorzustellen. Wenn die großen Herren, die doch nur allein dergleichen Poffen bezahlen können, so etwas sehen wollen, so können sie auf einem freien Platz die Sache durch ihre Hoffente und Hoflakaien darstellen lassen, und die Rolle der Sonne selbst übernehmen.

24.

Sich durch plötzliche Umdänderung ohne Erklärung gegen die, die es eigentlich angeht, ein gewisses Mit von Wichtigkeit zu geben, ist ein sehr gemeines Verfahren im Ehestande. Jammer und Elend, wo es in Negierungen statt findet!

25.

Gewissen Menschen ist ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf, als der deklarirteste Schurke.

26.

Wenn die Fische stumm sind, so sind dafür ihre Verkäuferinnen desto beredter.

27.

Wir leben in einer Welt, worin ein Narr viele Narren, aber ein weiser Mann nur wenige Weise macht.

28.

Pantheon der Deutschen. Ich habe auch vor Newtons Grabmahl in Westminsterabtei gestanden; ich habe Shakespears Denkmal, vermischet mit denen von großen Helden, angesehen; allein ich muß bekennen, vielleicht zu meiner

Schwand, daß der Eindruck sehr gemischt und eigen war. Ich konnte mich unmöglich überzeugen, daß Newton und Shakespear dadurch geehrt würden, sondern wenn ich mich in der Erklärung meines Gefühls nicht irre, so war es mir, als ständen diese Denkmäler da, die übrigen zu ehren, und dem Platz Ehre zu verschaffen. Es war mir unmöglich, mich von diesem Gefühl los zu machen. — Was könnte es helfen, jetzt Luthern in einem deutschen Pantheon aufzustellen? Soll das zur Ehre Luthers sein? Unmöglich, es ist zur Ehre des Pantheons. Wenn ja eine solche Anstalt nützlich soll, so müssen Männer aufgestellt werden, deren Thaten ohne Glanz groß waren; Männer, die sich bloß durch Handeln um Vaterland und Nebenmenschen verdient gemacht haben — kein Schriftsteller als solcher. Ein Schriftsteller, der zu seiner Verewigung eine Wilsdiale nöthig hat, ist auch dieser nicht werth.

29.

Die Jahre der zweiten Minorenität, das sind böse Zeiten, wenn sie ankommen. Bei Schriftstel-

lern übernimmt das Publikum alsdann gemeinlich die Vormundschaft. Abnahme des Gedächtnisses, graue Haare, Wegschleichen der Zähne, und Lob der Zeiten, wo das Fleisch noch weicher gekocht wurde, sind die sichereren Kennzeichen, daß sie eingetreten sind. Wohl dem alsdann, der auf guten Grund gebaut hat.

30.

Seit der Erfindung der Schreibekunst haben die Bitten viel von ihrer Kraft verloren, die Befehle hingegen gewonnen. Das ist eine böse Bilanz. Geschriebene Bitten sind leichter abgeschlagen, und geschriebene Befehle leichter gegeben, als mündliche. Zu beiden ist ein Herz erforderlich, das oft fehlt, wenn der Mund der Sprecher sein soll.

31.

Nach dem Menschen kommt in dem System der Zoologen der Affe, nach einer unermesslichen Kluff.

Wenn aber einmal ein König die Thiere nach ihrer Glückseligkeit oder Behaglichkeit ihres Zustandes ordnen wollte, so können doch offenbar

manche Menschen unter die Mülleresel und die Jagdhunde zu stehen.

52.

Es macht allemal einen sonderbaren Eindruck auf mich, wenn ich einen großen Gelehrten oder sonst einen wichtigen Mann sehe, dabei zu denken, daß doch einmal eine Zeit war, da er den Maßfäfern ein Flebchen sang, um sie zum Aufstiegen zu ermuntern.

53.

Vor einigen Tagen las ich, daß ein Prediger im Rüttichischen, wo ich nicht irre, der 125 Jahr alt war, von seinem Bischof gefragt worden wäre, wie er es angefangen hätte, so alt zu werden. Ich habe mich, was die Antwort, des Weins, der Welber und des Sorns enthalten. Hier ist nun, wie mich dünkt, die große Frage: Wurde der Mann so alt, weil er sich jener Gifte enthielt, oder weil er ein Temperament besaß, das es ihm möglich machte, sich jener Gifte zu enthalten? Ich glaube, es ist unmöglich, nicht für das Letzte zu stimmen. Daß sich mit jenen Giften Jemand das

Leben verkürzen kann und zwar sehr stark, ist kein Beweis, daß man sich das Leben verlängert, wenn man sich ihrem Gebrauch entzieht. Wer das Temperament nicht hat, würde, wenn er sich des andern Geschlechts enthielte, gewiß sein Leben damit nicht verlängern. — Eben so ist es mit der Sage, daß die wahren Christen immer rechtschaffene Leute sind. Es hat lange rechtschaffene Menschen gegeben, ehe Christen waren, und giebt Gottlob! auch da noch welche, wo keine Christen sind. Es wäre also gar wohl möglich, daß die Leute gute Christen sind, weil das wahre Christenthum dasjenige von ihnen fordert, was sie auch ohne dasselbe gethan haben würden. Sokrates wäre gewiß ein sehr guter Christ geworden.

54.

Ist es nicht abscheulich, daß sich der Mensch gewöhnt hat, zur Nahrung oder zur Befriedigung seiner Leckerhaftigkeit Dinge zu wählen, die von seiner eigenen Gartenmauer an gerechnet ein paar tausend Meilen entfernt wachsen? Warum traktiren reiche Juden bei ihren Traktamenten nicht mit

Wasser aus dem Jordan, oder mit dem Honig und der Milch, die in ihrem Vaterlande fließt?

35.

Das größte Geheimniß, das so viele Menschen erfahren haben, und noch so viele beiderlei Geschlechts erfahren werden, das man gewöhnlich an öffentlichen Plätzen erfährt, das aber noch nie Jemand ausgeplaudert hat, noch je ausplaudern wird — die Empfindung, wenn einem der Kopf abgehauen wird.

36.

Wie viel in der Welt auf Vortrag ankommt, kann man schon daraus sehen, daß Kaffee aus Weingläsern getrunken, ein sehr elendes Getränk ist; oder Fleisch bei Tische mit der Scheere geschnitten, oder gar, wie ich einmal gesehen habe, Butterbrot mit einem alten, wiewohl sehr reinen, Scheermesser geschmirt — wem würde das wohl behagen?

37.

Spielein ist ein sehr unbestimmtes Wort; oft wird etwas eine Spielerei durch den schlechten Gebrauch, den man von einer Sache macht. Es giebt Leute, die sogar mit den allerheiligsten Dingen spielen.

III.

Ueber Physiognomik,  
wider  
die Physiognomen.

---

Zur Beförderung der Menschentiebe  
und Menschenkenntniß.

---

---

Diese Abhandlung (eine der scharfsinnigsten Streit-  
schriften Lichtenberg's) erschien zuerst im Göt-  
tinger Taschenkalender für 1778, und wurde nach-  
her mit einigen Zusätzen besonders abgedruckt.  
Sie war zwar gegen Lavater's bekanntes  
Werk: Physiognomische Fragmente zur Beför-  
derung der Menschenkenntniß und Menschenliebe,  
Leipz. 1776 ff. gerichtet. Man vergl. übrigens  
Niemeyer's Grundsätze d. Erziehung und des  
Unterrichts, 6e Aufl. Th. I. S. 500 ff. Allein  
da fast Jedermann die Gesichtszüge eines Men-  
schen, den man zuerst erblickt, zu studiren und aus  
ihnen den Charakter zu beurtheilen sucht, so wird  
das Urtheil eines so gelehrten Mannes als Lich-  
tenberg über einen so interessanten Gegenstand auch  
jetzt noch gewiß den größten Theil der Leser in-  
teressiren.

---

Gewiß hat die Bolltreue unserer Gedanken und der geheimsten Regungen unsers Herzens bei uns nie auf schwächern Füßen gestanden, als jetzt, wenn man aus der Emsigkeit, der Menge und dem Muth der Helden und Heldinnen, die sich wider sie auflehnen, auf ihren baldigen Umsturz schließen darf. Man bringt von allen Seiten auf die zukünftigsten Werke ihrer Befestigung, und wo man sonst geheimen Vorrath vermuthet, mit einer Hitze ein, die mehr einem gothisch-vandalischen Sturm als einer überdachten Belagerung ähnlich sieht, und Viele behaupten, eine förmliche Uebergabe könne schlechterdings nicht mehr weit sein. Es giebt aber auch eine Menge milder sanguinischer Menschen, die dafür halten, die Seele liege über ihrem geheimsten Schatz noch jetzt so unzulänglich sicher, als vor Jahrtausenden, und lächle über die anwachsenden babylonischen Werke

Ihrer stolzen Stürmer, überzeugt, daß sich, lange vor ihrer Vollendung, die Sprachen der Arbeiter verwirren, und Meister und Gesellen aus einander gehen werden.

Die Sache, wovon hier die Rede ist, ist die Physiognomik, und die erwähnten Partheien kein geringer Theil der guten Gesellschaft unsers Vaterlandes.

Der Verfasser ist nicht von der Parthei jener Belagerer, und man wird also in nachstehendem Aufsatz keinen förmlichen Unterricht in der Physiognomik erwarten. Es ist auch in der That zu dieser Zeit Unterricht nicht mehr so nöthig, als es die Ermahnung ist, ihn an den bekannten Orten mit Behutsamkeit und selbst mit Mißtrauen zu suchen; und diese allein enthält der Aufsatz. Denn ob Physiognomik überhaupt, auch in ihrer größten Vollkommenheit, je Menschenliebe befördern werde, ist wenigstens ungewiß; daß aber mächtige, Verleiber und babel thätige Stürmer in ihr der Gesellschaft gefährlich werden können, ist gewiß. In dessen alle Auffuchung physiognomischer Grundre-



regeln hemmen zu wollen, hat der Verfasser so wenig die Absicht, als das Vermögen, und ferne sei es von ihm, sich Bemühungen zu widersetzen, die vielleicht, wie die Ihnen ähnlichen, den Stein der Weisen zu finden; auf nützlichere Dinge leiten können, als Ihr Zweck, ich meine: in diesen traurigen Tagen der falschen Empfindsamkeit Beobachtungsgelst aufzuwecken, zu Selbsterkenntniß führen, und den Künsten vorarbeiten.

Um allem alten Mißverständniß auszuweichen und neuem vorzubeugen, wollen wir hier einmal für allemal erinnern, daß wir das Wort *Physiognomik* in einem eingeschränkteren Sinn nehmen, und darunter die Fertigkeit verstehen, aus der Form und Beschaffenheit der äußeren Theile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichts, ausschließlich aller vorübergehenden Zeichen der Gemüthsbewegungen, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens zu finden; hingegen soll die ganze Semiotik der Affekten, oder die Kenntniß der natürlichen Zeichen der Gemüthsbewegungen, nach allen ihren Gradationen und Mischungen Pa-

thognomik heißen. Das letztere Wort ist schon zu diesem Gebrauch vorgeschlagen worden. Es wird hier nicht nöthig sein, ein neues Wort zu machen, das beide unter sich faßt, oder, welches besser wäre, statt des ersteren ein anderes zu suchen, und dann *Physiognomik* zum allgemeinen Ausdruck anzunehmen, wie jetzt gewöhnlich ist, und wie es auch deswegen in der Aufschrift zu diesem Aufsatz genommen worden.

Niemand wird läugnen, daß in einer Welt, in welcher sich Alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Theil ein Spiegel des Ganzen ist. Wenn eine Erbse in die mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes Auge, als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer als das Auge dessen, der Alles sieht, die Wirkung davon auf der chinesschen Küste verspüren. Und was ist ein Lichttheilchen, das auf die Netzhaut des Auges stößt, verglichen mit der Masse des Gehirns und seiner Nester, anders? Dieses setzt uns oft in den Stand, aus dem Nahen auf das Ferne zu schließ-

sen, aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, aus dem Gegenwärtigen auf das Vergangene und Künftige. So erzählen die Schmitte auf dem Boden eines äusseren Tellers die Geschichte aller Mahlzeiten, denen er beigewohnt hat, und eben so enthält die Form jedes Landstrichs, die Gestalt seiner Sandhügel und Felsen, mit natürlicher Schrift die Geschichte der Erde, ja jeder abgerundete Kiesel, den das Weltmeer auswirft, würde sie einer Seele erzählen, die so an ihn gekettet würde, wie die unsrige an unser Gehirn. Auch lag vermuthlich das Schicksal Roms in dem Eingeweide des geschlachteten Thiers, aber der Betrüger, der es darin zu lesen vorgab, sah es nicht darin. Also wird ja wohl der innere Mensch auf dem äussern abgedruckt sein? Auf dem Gesicht, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen, werden Zeichen und Spuren unserer Gedanken, Neigungen und Fähigkeiten anzutreffen sein. Wie deutlich sind nicht die Zeichen, die Klima und Handthierungen dem Körper eindrücken? Und was ist Klima und Handthierung gegen eine immer wirkende

Seele, die in jeder Faser lebt und schafft? An dieser absoluten Lesbarkeit von Allen in Allen zweifelt Niemand. Auch ist es nicht nöthig, zum Beweis, daß es eine Physiognomik gebe, Exempel in Menge beizubringen, wo man aus dem Aeußern eines Dinges auf das Innere zu schließen pflegt, wie einige Schriftsteller gethan haben. Der Beweis wird sehr kurz, wenn man sagt: unsere Sinne zeigen uns nur Oberflächchen, und alles Andere sind Schlüsse daraus. Besonders Trübsliches folgt hieraus für Physiognomik, ohne nähere Bestimmung, nichts, da eben dieses Lesen auf der Oberfläche die Quelle unserer Irrthümer, und in manchen Dingen unserer gänzlichen Unwissenheit ist. Wenn das Innere auf dem Aeußern abgedruckt ist, steht es bedecken für unsere Augen da? und können wir Spuren von Wirkungen, die wir nicht suchen, die bedecken und verwirkeln, die wir suchen? So wird nicht verstandne Ordnung endlich Unordnung, Wirkung nicht zu erkennender Ursachen Zufall, und wo zuviel zu sehen ist, sehen wir nichts. Das

Gegenwärtige, sagt ein großer Weltweiser \*) von dem Vergangenen geschwängert, gebiert das Künftige. Sehr schön. Aber was für eiteltes, elendes Stückwerk ist nicht gleich unsere Wetterweisheit? Und nun gar unsere prophetische Kunst! Trotz den Tänden meteorologischer Beobachtungen ganzer Akademien ist es noch immer so schwer vorher zu sagen, ob übermorgen die Sonne scheinen wird, als es vor einigen Jahrhunderten gewesen sein muß, den Glanz des Hohenzollernschen Hauses voraus zu sehen und doch ist der Gegenstand der Meteorologie, soviel ich weiß, eine bloße Maschine, deren Triebwerk wir mit der Zeit näher kommen können. Es steckt kein freies Wesen hinter unsern Wetterveränderungen, kein eigensinniges, eifersüchtiges, verklebtes Geschöpf, das um einer Geliebten willen einmal im Winter die Sonne wieder in den Krebs führte. Entwickelten sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegungen ihrer Seelen modifizirt, und durch keine äußere

---

\*) Delonh.

Kräfte gestört, und bequeme sich die Seele wieder um rückwärts mit analogischer Biegsamkeit nach den Gesetzen, denen der Körper unterworfen ist: so würde die herrschende Leidenschaft, und das vortreffliche Talent, ich läugne es nicht, bei verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsförmigkeiten hervordringen, so wie verschiedene Salze in verschiedene Formen anschließen, wenn sie nicht gestört werden. Allein gehört dann unser Körper der Seele allein zu, oder ist er nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reichen, deren jeder Gesetz er befolgen, und deren jeder er Genüge leisten muß? So hat jede einfache Steinart im reinsten Zustand ihre eigene Form, allein die Anomalien, die die Verbindung mit andern hervorbringt, und die Zufälle, denen sie ausgesetzt sind, macht, daß sich auch oft der Geübteste irrt, der sie nach dem Gesicht unterscheiden will. So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die

Weltenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschluß, sondern oft Zufall und oft Pflicht aussetzen. Sind die Fehler, die ich in einem Wachsbißde bemerke, alle Fehler des Künstlers, oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze oder einer warmen Stube? Neueste Biegsamkeit des Körpers, Perfektibilität und Korruptibilität desselben; deren Gränze man nicht kennt, kommt hierin dem Zufall zu statten. Die Falte, die sich bei dem Einen erst nach tausendfacher Wiederholung derselben Bewegung bricht, zeigt sich bei dem Andern noch weniger; was bei dem Einen eine Verzerrung und Auswuchs verursacht, den selbst die Hunde bemerken, geht dem Andern unbezeichnet, oder doch menschlichen Augen unmerkbar hin. Dieses zeigt, wie biegsam Alles ist, und wie ein kleiner Funke das Ganze in dem Einen aufstiegen macht, der in dem Andern kaum einen versengten Punkt zurückläßt. Bezieht sich denn Alles im Gesicht auf Kopf und Herz? Warum deutet ihr nicht den Monat der

Geburt, kalten Winter, faule Windeln, leichtfertige Wärterinnen, feuchte Schlafkammern, Krankheiten der Kindheit aus den Nasen? Was bei dem Mann Farbe wirkt, wirkte bei dem Kind Form, grünes Holz wirft sich bei dem Feuer, an dem ein trocknes bloß braun wird. Daher vermuthlich die regelmäßigeren Gesichtszüge der Vornehmen und Großen, die sicherlich weder an Geist noch Herz Vorzüge besitzen, die wir nicht auch erreichen könnten. Oder ist Versehen der Seele und der Ummie einerlei, und wird die erstere nach der Verdrehung ihres Körpers ebenfalls verdreht, daß sie nun gerade einen solchen Körper bauen würde, wenn sie wieder einen zu bauen kriegte? Wie? Oder füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssige, das allemal die Form des Gefäßes annimmt; so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der Schadenfroh wird, dem man die Nase platt drückt? Ein rohes Beispiel, aber mit Fleiß gewählt. In unserm Körper selbst und den Siften desselben liegen hundert Quellen von gleich merklichen, aber minder gewaltsamen Veränderungen.

gen. Ferner, Ihr läugnet nicht, daß lange nach Formirung der festen Theile des Körpers der Mensch einer Verbesserung und Verschlimmerung fähig ist. Aber überzieht sich die blanke Stirne mit Fleisch, oder stürzt die Konvexe ein, wenn das Gedächtnis verschwindet? Mancher kluge Kerl fiel auf seinen Kopf und wurde ein Narr, und ich erinnere mich, in den Memoiren der Pariser Akademie gelesen zu haben, daß dort einmal ein Narr auf den Kopf stürzte und klug wurde. In beiden Fällen wünschte ich das Schattenbild des Antezessors neben dem Schattenbild seines Sukzessors zu sehen, und die Lippen und Augenknochen Weiber zu vergleichen. Die Wesspiele sind freilich gesucht. Allein wollt Ihr denn bestimmen, wo Gewaltthätigkeit anfängt und Krankheit aufhört? Die Brücke, die zwei Ideenreihen verbindet, kann so gut einstürzen, wenn ich mich erkälte, als wenn ich auf den Kopf falle, und am Ende wäre wohl gar Mensch sein, so viel als krank seyn. Ich habe in meinem Leben etwa 8 Sectionen vom menschlichen Gehirn beigewohnt, und aus wenigstens fünf

fen wurden die falschen Schlüsse wie rothe Fäden herausgezogen und die Lapsus memoriae wie Sande körner. Also schon hieraus (unten wird Mehreres vorkommen) sieht man, wie unvorsichtig es ist, aus Ähnlichkeit der Gesichter auf Ähnlichkeit der Charaktere zu schließen, auch wenn diese Ähnlichkeit vollkommen wäre; allein wer ist denn der Richter über sie? Ein hinfälliger Sinn, dessen Eindruck durch vorgeleitende Schlüsse und assoziirte Vorstellungen so leicht geschwächt und verdreht wird, daß es noch in weit einfacheren Fällen als dieser, wo keine Leidenschaften mitwirken, und selbst nach erwiesenem Irrthum, fast unmöglich wird, Urtheil von Empfindung zu trennen.

Wäre man einmal so weit, daß man mit Zuverlässigkeit sagen könnte, unter 10 Bösewichtern 10. sah immer einer so aus, so könnte man Charaktere so berechnen, wie Mortalität. Allein hier zeigen sich gleich unübersteigliche Schwierigkeiten, völlig von dem Schlag derer, denen die Prophetik ihre Zuverlässigkeit zu danken hat. Denn obgleich im gemeinen Leben, unter dem geschriebenen Gesetz

und vor dem menschlichen Richter die Entscheidung über den Charakter leicht sein mag; so ist es doch, wo nicht eine einzige That gerichtet, sondern auf einen ganzen Charakter geschlossen werden soll, sehr schwer, und vielleicht unmöglich, in einem besondern Fall zu sagen, was ein Bösewicht sey; und an Wahnsinn gränzende Vermessenheit, zu sagen, derjenige, der ansieht wie der Kerl, den dieses oder jenes Städtchen für einen Bösewicht hält, ist auch einer. Es ist eine kurrente Wahrheit: daß es wenig böse Thaten giebt, die nicht aus Leidenschaften verübt worden wären, die, bei einem andern System von Umständen, der Grund großer und lobenswürdiger hätten werden können. So abgeschmackt freilich eine solche Entschuldigung nach vorgebrachter Uebelthat wäre, so sehr verdient sie bei dem noch unbescholtenen oder wenigstens unbekanntem Mann erwogen zu werden, der eine Voraussetzung von meiner Vernunft von Gott und Rechts wegen fordern kann, die jener meiner Menschenliebe abbettelte. Was wollt ihr also aus Nehmlichkeit der Gesichter, zumal seiner festen Ehelle,

schließen, wenn derselbe Kerl, der gekentt worden ist, mit allen seine Anlagen unter andern Umständen statt des Stricks den Lorbeer hätte empfangen können? Gelegenheit macht nicht Diebe allein, sie macht auch große Männer. Hier hilft sich der Physiognome leicht, er sucht ein Prädikat, das vom großen Mann und vom Spitzbuben zugleich gilt: Sie hatten Beide große Anlage. Eine herrliche Ausflucht! Wer mir noch hundert solcher Delphischen Wörter giebt, dem will ich den Ausgang des Amerikanischen Kriegs voraussagen. Um aller Welt willen, was ist für uns in praxi eine verdorbene gute Anlage? nichts weiter als eine gerade Linie, die man krumm gebogen hat; eine krumme. Niemand kennt seine guten und bösen Fähigkeiten alle. Es wäre eine Art von psychologischen Schachspiel, und ein unerträgliches Feld von lehrreicher Beschäftigung für die dramatischen Dichter und Romanschreiber, zu gewissen gegebenen Graden von Fähigkeiten und Leidenschaften Umstände und Vorfälle zu erfinden, um den Anaben, der sie besitzt, nach jedem gegebenen Austritt

durch wahrscheinliche Schritte hinzuleiten. Ich glaube, wenn wir den Menschen genau kennen, so würden wir finden, daß die Auflösung selten unmöglich werden würde, und daß, wenn wir diejenigen melden wollten, die unter einem gewissen System von Umständen gefährlich werden können, wir 99 in 100 meiden müßten. Und diese Verfehlbarkeit oder Korruptibilität, die weiter nichts ist, als erstere in entgegengesetzter Richtung wirkend, ist es eben, was den Menschen macht, und was ihn von dem Sprengel der Physiognomie auf ewig ausschließen wird. Er steht allein auf dieser Kugel, wie Gott, der ihn nach seinem Bilde geschaffen hat, allein in der Natur. Geseht der Physiognome haschte den Menschen einmal, so käme es nur auf einen braven-Entschluß an, sich wieder auf Jahrhunderte unbegreiflich zu machen. Das Vertrauen auf Physiognomie mußte also allerdings in einem Lande zunehmen, wie Deutschland, in welchem, aus den Schriften abzunehmen, worin sie sich zeigen könnte, die Selbstbeobachtung und Kenntniß des Menschen in einem fast schmerzlichen

Verfall liegt, und in einer Entnerung schwachet, aus welcher sie allein nur, sollte man denken, der stärkende Winterschlaf einer neuen Barbarei zu ziehen im Stande ist. Es ist hier der Ort nicht, es zu beweisen. Ich bin aber überzeugt, daß die besten Köpfe meines Vaterlandes mit mir stimmen werden, und es wird sich hoffentlich bald die gewünschte Gelegenheit finden, es auch den Schwächeren durch Beispiele aus den Schriften Ihrer Odzger begreiflich zu machen.

Eine nicht genugsame Beherzigung einiger dieser Wahrheiten, verbunden mit ungewöhnlicher Unbekanntschaft mit der Welt und dem Menschen, und einem eben daher entspringenden, Unheil siftenden Bestreben Heil zu stiften, dem ein Theil unsers Publikum frommschwärmend da glaubt, wo es höchstens verzessen sollte, haben, als wäre alles Andere schon außer Streit, nun gar den äußerst unüberlegten und niederschlagenden Gedanken erzeugt, die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, und die häßlichste den häßlichsten. Also mit einer bloßen Veränderung der Metapher, viel-

leicht auch die größte Seele den größten, und die gesundeste den gesundesten? Gültiger Himmel! Was hat Schönheit des Leibes, deren ganzes Maas ursprünglich vielleicht verfeinerte und unter Nebenideen ihre Grobheit versteckende sinnliche Lust ist, und deren Zweck hier erreicht wird, mit Schönheit der Seele zu thun, die mit dieser Lust so sehr streckt und sich in die Ewigkeit versteckt? Soll das Fleisch Richter sein vom Geist? Der Verfasser glaubt, und wird am Ende Alles dahin zusammenziehen, daß Tugend, und zumal die himmlische Aufrichtigkeit und Bewußtsein der Unschuld, einem Gesicht in den Augen ihres Kenners große und unaussprechliche Reize mittheilen. Allein es ist Unerfahrenheit und antiquarische Pedanterei, zu glauben, diese Schönheit sei das, was Winkelmann Schönheit nennt. Der Verfasser hat einiges erworbene Gefühl auch für die Letztere, muß aber aufrichtig bekennen, daß er in Gesichtern redlicher Personen beiderlei Geschlechts, die von Leuten, die ihre Tugend nicht kannten, für häßlich gehalten wurden, Ausdrücke gesehen hat,

die er gegen alle die uns eingepredigten Reize, und oft aus mehr Befälligkeit als Gefühl gerühmte Gesichter des Landes, wo die Wanditen schön sind, nicht vermilt haben wollte. Der obige Gedanke, der hier keine förmliche Widerlegung erhalten kann, und überhaupt kaum einer ernstlichen würdig ist, hat noch einen andern erzeugt, nämlich durch Verschönerung der Seele endlich den Körper zu Idealen griechischer Künstler hinauf zu formen. Tugend und Aufrichtigkeit möchten hierbei wenigstens allein nicht hinlänglich sein, sonst könnten wir leicht den Weg verfehlen, und für alle unsere Mühe mit den Affengesichtern von Mallesolo belohnt werden, die der Hauptmann Cook auf seiner letzten Reise besucht hat, und deren Redlichkeit und Häßlichkeit gleich merkwürdig und fast unerhört war. Hingegen möchte der kürzeste Weg, unsere deutschen Gesichter jenen griechischen zu nähern, wobei aber unsere Tugend vielleicht nicht viel gewinnen würde, wohl der sein, auf welchem die Engländer ihre Schaafse und Pferde spanischen und arabischen Idealen gendhert haben. Wie ein



solcher Satz, der nicht erwiesen, sondern bloß erklammert worden ist, der nie erwiesen werden wird, und nie erwiesen werden kann, noch hier und da hat Eingang finden können, ist kaum, und nur in dem jetzigen Deutschland begreiflich. Denn sind nicht die Geschichtsbücher und alle große Städte voll von schönen Lasterhaften? Freilich, wer schöne Spitzbuben, glatte Betrüger und reizende Waisenschinder sehen will, muß sie nicht gerade immer hinter den Hecken und in Dorfkerkern suchen. Er muß hingehen, wo sie aus Silber speisen, wo sie Gesichterkenntnis und Macht über ihre Muskeln haben, wo sie mit einem Wechselzucken Familien unglücklich machen, und ehrliche Namen und Kredit über den Haufen wispeln, oder mit affectirter Unschlüssigkeit wegstottern. Die Anlage war da, antwortet der Physiognome, aber der korruptible Mensch hat sich selbst verdorben. Die Anlage? Wozu? Zu dem, was erfolgte, oder dem, was nicht erfolgte, oder dem, was nicht erfolgte, oder dem, was nicht erfolgte? Lehrst du weiter nichts, möchte ich antworten, so ist dein Buch des Auf-

machens nicht werth. Was der Mensch könnte geworden seyn, will ich nicht wissen. Was hätte nicht Jeder werden können? Sondern ich will wissen, was er ist. Und doch auch von der Seite wieder genommen, wenn (um ein abgenutztes Beispiel noch einmal zu nutzen) Sopyrus dem Sokrates seine böse Anlage im Gesicht sah, warum sah er denn die stärkere Kraft nicht, jene zu verbessern, und sein eigener Schöpfer zu werden? Denn wenn die erstere in einem Faunuskopf stecken mußte, so verdiente die letztere fürwahr ein Familiengesicht des Jupiter. So geht jetzt, da ich dieses schreibe, der Verbrecher ohne Gleichen (und das ist er gewiß) der Nachtmahlvergister, selbst in Zürich, unerkant herum, also doch wohl mit einem Gesicht, das seines Gleichen hat. Der Schauspieler Macclin in London, von dessen Gesicht Quin den bekannten Ausspruch that: Wenn dieser nicht ein Schelm ist, so schreibt Gott keine leserliche Hand, erhielt im Jahr 1775 von Lord Mansfield, vor einer großen Versammlung in Kings Bench öffentliches Lob, wegen seines höchst-

eblen und großmüthigen Verfahrens gegen seine nichtswürdigen und zum Theil reizend gebildeten Feinde. Diese hatten gesucht, ihn seiner Verdienste wegen um Brot und Kredit zu bringen, und er erließ ihnen eine schwere Genugthuung, zu der sie verdammt worden waren, mit einer Art, die selbst diese Schelmen rührte. Dieser Zug aus dem Leben dieses ehrlichen und berühmten Mannes verdient wenigstens eben so bekannt zu werden, als jener Ausdruck des liebreichen Quin. Macklin lebt jetzt ruhig, von seinen Feinden selbst verehrt, da D. Dobb, dem seine leichteren Deklamationen nicht den Zulauf würden verschafft haben, wenn er nicht der einnehmende Mann gewesen wäre, am Galgen gestorben ist. Ich kenne einen denkenden Kopf, der sich den Teufel als die schönste Person denkt, als einem Engel ohne Flügel. Ich weiß keine Ursache anzugeben, als daß er ein fleißiger Leser des Milton, und aus dem Lande ist, in welchem die meisten, die an den Wetzelsstab oder den Galgen kommen, durch Engel ohne Flügel dahin gebracht werden. Freilich müssen wir das

schöne Gesicht nicht oft bei seinen Teufelsthaten antreffen, sonst wird es sich bald in unsern Augen vertauseln, und wir werden bald einen vorher unbemerkten Zug abscheulich finden. So verhäßlich uns das Gesicht eines Feindes tausend andere Gesichter, sowie hingegen die Miene einer Geliebten wiederum Reiz über Tausende verbreitet. So fanden Cartesius und Swift, und vermuthlich unzählige Unbekannte, das Schielen reizend; und so hat eine kispelnde Zunge, die in einem Juden, der uns um unsere Louisdor bringt, abscheulich ist, vermuthlich Manchen meiner Leser um sein Herz gebracht. Ideen=Assoziation erklärt eine Menge von Erscheinungen in der Physiognomie, ohne daß man nöthig hätte, zu Schmälern der Rechte der Vernunft, neue Sinne anzunehmen, mit denen falsche, bequeme Philosophie und Neuerungsgeist seit jeher sehr freigebig gewesen sind.

Wlein, ruft der Physiognome, was? Newtons Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? eine Engelsseele in einem scheußlichen Körper? der Schöpfer sollte die Tugend und das

Verdienst so zeichnen? Das ist unmöglich. Diesen leichtem Strom jugendlicher Deklamation kann man mit einem einzigen Und warum nicht? auf immer hemmen. Bist du Elender denn der Richter von Gottes Werken? Sage mir erst, warum der Tugendhafte so oft sein ganzes Leben in einem flecken Körper jammert, oder ist immerwährendes Kränkeln vielleicht erträglicher, als gesunde Häßlichkeit? Willst du entscheiden, ob nicht ein veretzter Körper so gut als ein kränklicher, (und was ist Kränklichkeit anders als innere Verzerung?) mit unter die Leiden gehört, denen der Gerechte hier, der bloßen Vernunft unerklärlich, ausgesetzt ist? Sage mir, warum Tausende mit Gebrechen geboren werden, einige Jahre durchwitseln und dann wegsterben? Warum das hoffnungsvolle Kind, die Freude seiner Eltern, dahin stirbt, wenn sie anfangen seiner Hilfe zu bedürfen? warum Andere gleich nach ihrem Eintritt in die Welt wieder hinaus müssen, und nur geboren werden, um zu sterben? Löse du mir diese Aufgaben auf, so will ich dir die deinigen auflösen. Wenn du

einmal eine Welt schaffst oder malst, so schaffe und male das Laster häßlich, und alle giftige Thiere scheußlich, so kannst du es besser übersehen, aber beurtheile Gottes Welt nicht nach der deinigen. Beschneide du deinen Buchsbaum wie du willst, und pflanze deine Blumen nach der verständlichen Schattkrungen, aber beurtheile nicht den Garten der Natur nach deinem Blumengärtchen. Hieraus lassen sich die Beweise widerlegen, die man für die Phsygnomik aus Christustöpfen hat herleiten wollen. Und doch auch, dem Phsygnomen nicht mit bloßem Raisonnement zu begegnen, liese sich, wenn hier der Ort dazu wäre, leicht zeigen, wie wenig Trost er aus den Phsygnomiken der Weisen für sein System zu hoffen hat. Ich will nur etwas Weniges für den Neger sagen, dessen Profil man recht zum Ideal von Dummheit und Hartnäckigkeit und gleichsam zur Asymptote der europäischen Dummheits- und Bosheits-Linie ausgestochen hat. Was Wunder? da man Sklaven, Matrosen und Pauker, die Sklaven waren, einem Candidat en belles lettres gegenüber stellt. Wenn  
Lichtenberg.

sie jung in gute Hände kommen, wo sie geachtet werden, so werden sie auch Menschen; ich habe sie bei Buchhändlern in London über Büchertitel sogar mit Zusammenhang plaudern hören, und mehr fürwahr verlangt man ja kaum in Deutschland von einem Bel-Esprit. Sie sind äußerst listig, dabel entschlossen, und zu manchen Künsten außerordentlich aufgelegt, und sollten daher, da der Versuche mit ihnen noch so wenige sind, gar nicht von Leuten verachtet werden, die immer von Anlage ohne Bestimmung und Kraft ohne Richtung plaudern. Gegen ihre westindischen Schinder sind sie nicht treulos, denn sie haben ihren Schindern keine Treue versprochen. Der weiße dünnlippige Zuckerkrämer ist der Nichtswürdige im Handel. Jeder brave Deutsche, mit dem sein Nebenmensch gleichen Viehhandel treiben wollte, würde gleiche Unbiegsamkeit beweisen. Vergeht sich irgend einer einmal auch gegen einen guten Herrn, so bedente man, was bei uns, im Licht der wahren Religion, Vorurtheil, Auserziehung und Aufhebung nicht vermocht hat bloß die Wört-

chen es ist und es bedeutet; dort gilt's die Wörter Freiheit und geschunden werden. Wo aber der Funke aus dem Lichtmeer der Gottheit, Vernunft einmal glimmt, da kann auch eine Flamme entstehen, wenn man sie anzufachen weiß, und gewiß ist die Hälfte von dem, was uns Krämer und unphilosophische Reisebeschreiber, die immer nur bestätigen oder zusehen, von ihnen sagen, nicht wahr. Das ruhige Durchstahn durch verjährte Vorurtheile; die Scharfsichtigkeit, durch das verwilderte Gebüsch den graden Stamm erkennen; die philosophische Selbstverläugnung, zu gestehen, man habe nichts Wunderbares gesehen, wo Alles von Wundern wimmeln soll, und die von Durst nach lauterer Wahrheit und von Menschenliebe begleitete Unpartheilichkeit ohne Menschenfurcht ist ein kostbarer Apparat, der selten mit an Bord genommen wird, wenn man nach entfernten Ländern segelt; im Reich der Körper so gut als der Gedanken. Doch, Alles dieses weggeschmissen, wäre es nicht Unsinn zu sagen, weil der Mohr dumm und tückisch ist, so ist es der

Deutsche ebenfalls, dessen Nase und Lippe sich der Lippe und Nase des Schwarzen nähern, oder ähnlicht ihm mit dem Verhältniß im Charakter, nach welcher sich Nase und Lippe ähnlich sind, da bei eine eines sanftern Himmels genos, während der andere von dem feinsten bis in den Sitz der Seele gerüstet und gekocht wird? Andere Umstände zu geschweigen. Was ist Unsinn, wenn dieses keiner ist?

Die Seele baut aber doch ihren Körper, und kann man nicht aus dem Gebäude auf den Baumeister schließen? Dieses unnütze Lieblingsfächchen der Physognomen kann man ohne Anstand zugeben, wenn man sich vorläufig über den Begriff von bauen vereinigt, und die kleine Einschränkung macht, daß man, um dieses Urtheil richtig zu fällen, auch die ganze Absicht des Gebäudes kennen müsse. Offenbar bauen wir unsere Körper nicht so, wie wir Backöfen bauen, und ohne die Einschränkung könnte ein Grünländer, der etwa ein Gradirhaus sähe, auch schließen, der diese Wohnung baute, war sicherlich ein Thor, erst läßt er den Wind durch die Wände streichen, und dann

sorgt er obendrein dafür, daß es auch bei heiterem Himmel nicht an Regenwetter fehlt. Diesem guten Tropf würde ich antworten: Lerne erst das Land kennen, in welchem dieses Gebäude steht, so wirst du, wenn du je so weit kommst, die Weisheit bewundern müssen, womit es aufgeführt ist.

Wenn man sich ein wenig umsieht, so wird man finden, es fehlt dem Physognomen in dieser Art zu schließen nicht an Gesellschaft, die ihm auf alle Art Ehre macht. Der, der zuerst dem unendlich guten Wesen ein unendlich böses gesellte, und die klugen Köpfe, die noch jetzt den Teufel anbeten, haben, vermuthlich durch Schmerz, Erdbeben, Pestilenz und Krieg verleitet, ihre ähnlichen Schlüsse gezogen. Ein trauriges Beispiel, wohin Vernunft ohne Offenbarung führen kann, und desto trauriger je verzehlicher. Der Schluß aus den Werken der Natur auf einen allmächtigen, allgütigen und allweisen Schöpfer, ist mehr ein Sprung der instruirten Andacht, als ein Schritt der Vernunft. Die Natur zeigt ihrem eingeschränkten Beobachter nichts als einen Urheber, der ihn weit übertrifft.

Wie weit? das sagt sie ihm nicht. Die Offenbarung versichert, es sei unendlich weit, und nach dem jetzigen Anschein zu urtheilen, werden auch Tausende von Jahrhunderten dem endlichen Beobachter keinen Grund an die Hand geben, an jener Versicherung mit Vernunft zu zweifeln. Ja, es macht dem menschlichen Geist nicht wenig Ehre, daß er bereits tief genug in jene Weisheit hineinschaut, zu vermuthen, daß, was er übersieht, sei gegen das Ganze ein Nichts. Also Du, der Du glaubst, die Seele schaffe ihren Körper, horche auch Du auf das, was sie Dir auf einem andern Wege, als dem ihres Geschöpfes offenbart: halte den für weise, der weise handelt, und den für rechtschaffen, der Rechtschaffenheit übt, und laß Dich nicht durch Unregelmäßigkeit in der Oberfläche irren, die in einen Plan gehören, den Du nicht übersehest, in den Plan desjenigen, nach dessen Vorschrift die Seele wenigstens ihren Körper bauen mußte, wenn sie ihn gebaut hat. Mede, sagte Sokrates zum Charmides, damit ich Dich sehe, und an ihren Früchten sollt ihr sie er-

kennen, steht in einem Buch, das wenig mehr gelesen wird, und, merkwürdig, in einer Rede zweimal hinter einander, von welcher gleichwohl jedes Wort vor Gott gewogen ist.

Allein auf diese Art könnte man die ganze Physik verdächtig machen, antwortet man; wir wissen zwar nicht, wie Dummheit und dicke Lippen zusammen kommen, und brauchen es auch nicht zu wissen, genug wir sehen sie beisammen und das ist hinreichend. Die Antwort hierauf ist längst in allen Logiken gegeben: Das ist es eben, worüber wir streiten. Wir geben dem Physiognomen gerne zu, sich unter die Naturlehrer zu zählen, nur muß er keinen größeren Rang unter ihnen behaupten wollen, als der Prophet unter den Staatsklugen. Den eigentlichen Physiker und den Physiognomen kann man schlechterdings nicht zusammenstellen. Der erstere irrt oft menschlich, der andere irrt seit jeher eminent. Der erstere geht mit seinen Schlüssen nie aus der Maschine, deren Gang er kennen lernen will, und deren Näher einformig und treibende Kräfte scharf bestimmt und

unveränderlich sind, her; er beobachtet nicht bloß den natürlichen Gang des Uhrwerks, sondern versucht auch, und zwingt Erscheinungen, welche, bloß leidend abzuwarten, ein tausendjähriges Leben voll Aufmerksamkeit erfordert hätten, in einen Tag zusammen; und was hundert Jahre von Versuchen wiederum nicht hätten lehren können, lehrt ihn eine Stunde Rechnung, und monatlange Rechnung wird vielleicht am Ende in ein Blättern von 5 Minuten verwandelt. Jeder Körper, möcht' ich sagen, den der Physiker mit der Hand umfaßt, ist ihm ein Modell der Schöpfung, mit dem er machen kann, was er will. So ist es freilich kein Wunder, wenn, durch solche Maschinen gehoben, der Mensch eine Höhe erreicht, die ihn schwindeln macht.

Nun betrachte man einmal den Physiognomen, wie hilflos, und doch wie verwegen, er dasteht. Er schließt nicht etwa aus langem Unterkinn auf Form der Schienbeine, oder aus schönen Armen auf schöne Waden, oder wie der Arzt aus Puls, Gesicht, und Zungenfarbe auf Krankheit, son-

bern er springt und stolpert vor gleichen Nasen auf gleiche Anlage des Geistes, und, welches unverzeihliche Vermessenheit ist, aus gewissen Abweichungen der äußeren Form von der Regel auf analogische Veränderung der Seele. Ein Sprung, des meines Erachtens nicht geringer ist, als der von Kometenschwänzen auf Krieg. Wenn ich in einer kurzen Sentenz die Bedeutung jedes Wortes nur um einen Zoll verschiebe, so kann sich der Sinn um Meilen ändern. Wohin haben nicht unbestimmte Wörter geführt? Was in der Haushaltung wenig schadete, leitete in Wissenschaften grade nach entgegengesetzten Richtungen. Ferner ist es dem Physiognomen schon unendlich schwer, den ersten festen Punkt zu finden; die erste unlängbare Erfahrung. Ein buntes Fältchen hinter den Mundwinkel, oder ein Zahn, den man erst beim seltenen Lachen entdeckte, konnten Newtons Nase zur Lügnerin machen, und so von zwei bis ins Unendliche. Die innere Verzerrung nicht einmal gerechnet, die, so unmerklich sie auch dem Auge sein könnte, Folgen haben kann, die dem Geist

nur allzumerklich sind. Können doch unmerkliche Veränderungen im Gehirn den Tod verursachen, wie viel leichter Sinnesänderung? Wie sind Sinnesunterricht und Selbsterleuchtung abzuwägen? Ein Zusatz von 1 im Sinn könnte eine Erleuchtung von 1000 bewirken. Die Veränderung des Gehirns immer in dem Verhältniß zu sehen, in welchem sich die Veränderung im Geist zeigt, dazu haben wir keinen Sinn. Wir sehen nur Farbe und Figur, und diese kann vom begleitenden Gedanken für einen fremden Sinn so gut um eins abwechseln, als um tausend. Das ist einerlei. Eine große Veränderung im Gehirn für unser Auge, könnte eine sehr kleine für die Seele sein, von der es bewohnt wird, und so umgekehrt. Und Ihr wollt gar aus dem Gewölbe über dieses Gehirn schließen? Doch ich will Worte sparen und werde unverständlich. Was ist nun die Folge aus obigen Betrachtungen? Diese: die Physiognomik wird in ihrem eigenen Fette erstickt. In einem zentnerschweren Atlas entwickelt, läge der Mensch nicht um ein Haar

deutlicher als jetzt in seinem Leibe. Ein weltläufiges Werk, und zwar eines, welchem Weltläufigkeit wesentlich ist, zusammen zu denken, ist fürchterlich, da den Menschen aus der ersten Hand zu studiren uns tausendfaches Interesse des Leibes und der Seele anlockt und antreibt. Endlich ist auch der Physiognomie noch von dem Weg, durch Versuche zur Wahrheit zu gelangen, fast gänzlich abgeschnitten; Alles dieses zusammengenommen macht seine Sache desperat. Der Semiotiker wird doch noch bald gewahr, ob Ihm seine Bescheldung trägt. Also von der einen Seite unendlich mehr Schwierigkeit als in der Naturlehre, und von der andern sehr viel weniger Hilfe. Was kann daraus werden? Die Achsel zucken und stille schweigen wäre freilich Alles, was der gesunde Mensch thun könnte; dem verblendeten Stolz fehlt es nie an Worten. Aber es ist doch gut zu versuchen, was man auch hierin vermag? Antwort: Nicht ganz, weil das Leiden einer einzigen unschuldigen Seele, während des Versuchs, mehr Rücksicht verdient, als die ganze leere Schwärme.



rei werth ist. Und ist es nicht schon seit jeher vergeblich versucht, ohne sich ernstlich zu fragen: Warum? Gut könnte es am Ende allemal sein; aber mich dünkt, Eichen pflanzen ist besser.

Ist denn aber Physiognomik ganz unsicher? Wir schließten ja täglich aus den Gesichtern, Jedermann thut es, selbst die, die wider Physiognomik streiten, thun es in der nächsten Minute, und strafen ihre eigenen Grundsätze Lügen. Diese Einwürfe wollen wir nun näher beleuchten.

Unstreitig giebt es eine unwillkürliche Gebärden Sprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird. Verstehen lernt sie der Mensch gemeinlich vor seinem fünf und zwanzigsten Jahre in großer Vollkommenheit. Sprechen lehrt sie ihn die Natur, und zwar mit solchem Nachdruck, daß Fehler darin zu machen zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so reich, daß bloß die süßen und sauren Gesichter ein Buch füllen würden, und so deutlich, daß die Elephanten und die Hunde den Menschen verstehen lernen. Dieses hat noch Nie-

mand geldugnet, und ihre Kenntniß ist, was wir oben Pathognomik genannt haben. Was wäre Pantomime und alle Schauspielkunst ohne sie? Die Sprachen aller Zeiten und aller Völker sind voll von pathognomischen Bemerkungen, und zum Theil unzertrennlich mit ihnen verwebt. Man hat sich die Mühe nicht genommen, sie heraus zu suchen, und für die Haushaltung besonders vorzutragen, weil man um die Zeit, da man diese Bücher verstehen würde, die Sache schon gemeinlich besser versteht, als sie gelehrt werden kann. Sie ist so unndthig, als eine Kunst zu lieben, Sie nach Regeln auszuüben, die die eigene Beobachtung nicht schon gelehrt hätte, würde, in einer wie in der andern, in Irrthum verleiten und lächerlich machen. Hingegen sind unsere Sprachen sehr arm an eigentlich pathognomischen Beobachtungen. Wäre etwas Wahres darin, die Völker hätten es gewiß ebenfalls in diese Archive ihrer Weisheit gelegt. Wo man Spuren antrifft, so sind sie immer verdächtig, und scheinen aus einer einzigen Beobachtung gemacht zu sein, wie Spitz-

Kopf im Deutschen, so können selbst *Nomsua propria* endlich in Volksschimpfwörter übergehen. Laster im Deutschen heißt ursprünglich Verkümmelung, nicht Gebrechen, gehört also zu Poltron. Auch stammt häßlich nicht von hassen. Die Nase kommt in hundert Sprichwörtern und Redensarten vor, aber immer pathognomisch, als Zeichen vorübergehender Handlung, und niemals physiognomisch, oder als Zeichen stehenden Charakters oder Anlage. Es fehlt ihm über der Nase, sagt man im gemeinen Leben von einem, der nicht viel Verstand hat; nach der neuern Physiognomik müßte man sagen, es fehlt ihm an der Nase. Es giebt allerdings Sprichwörter, die der Physiognomik das Wort reden, aber was läßt sich nicht mit Sprichwörtern erweisen? Hüte Dich vor den Gezeichneten, ist ein Schimpfwort, dem die Gezeichneten von einer gewissen Klasse der nicht Gezeichneten in der Welt seit jeher ausgesetzt gewesen sind. Mit größerem Recht könnten also die Gezeichneten sagen: Hüte Dich vor den nicht Gezeichneten. In einem schönen Leibe wohnt eine schöne Seele, ge-

hört auch hieher. Auch *Fronti nulla aedes*. Die Sprichwörter leben in ewigem Krieg, wie alle Regeln, die die nicht der Untersuchungsgeist, sondern die Laune giebt. Plädrus antwortet den eben angeführten in der simplen Sprache der gesunden Vernunft:

*Ridiculi magis hoc dictum, quam vere aestimo,  
Quando et formosos saepe iuveni pessimos  
Et turpi facie multos cognovi optimos.*

Shakespeare, der die entferntesten Begriffe, und die sich vielleicht nie in einem Menschenkopf vorher begegnet sind, zu seiner Absicht zu verbinden weiß, der im Stande war, die Welt ein D, und endlich gar die Schaubühne ein hölzernes D zu nennen; der überdies mehr Bemerkungsgeist und Gabe besitzt, von klaren Dingen mit Deutlichkeit zu reden, als vielleicht noch ein Schriftsteller besessen hat, dieser Shakespeare ist sehr arm an eigentlich physiognomischen Bemerkungen. Es könnte sein, daß hier und da etwas in ihm steckte; der Verfasser hat ihn nie in der Absicht ganz durchgelesen, aber in acht seiner Stücke, die er beson-

gen durchgegangen hat, hat er nichts gefunden, was Aufmerksamkeit verdient. Hingegen ist er voll der herrlichsten pathognomischen Beobachtungen, auf die glücklichste Weise ausgedrückt. Unter diesen finden sich sogar manche, die noch nicht so kurrent sind, als sie zu sein verdienten, z. B. seine immer lächelnden, mustersüßen Abschwärzer und seine Lügner von polirter Lebensart, wenn man solche Bemerkungen höher rechnen darf. Seine Schimpfwörter, die nur die Oberfläche treffen, und deren ganzer Zweck ist, Mangel an Schönheit aufzurufen, gehören nicht hieher. Seinem durchschauenden Auge wäre die diallypige Dummheit, der horizontal und dünnlippige Verstand mit seinen eckigen Augenknochen sicherlich nicht entgangen. Aber in dem großen steinernen D, worin er lebte und schrieb, konnte er sich sehr bald von dem Satz überzeugen. Es giebt keine Physiognomik von einem Volk zum andern, von einem Stamm zum andern, und von einem Jahrhundert zum andern.

Shakespeares Pathognomik verdiente eine eigene Behandlung von einem Manne, der einen

stehenden Fond von Philosophie hätte, damit er nicht nach verübter That unvermerkt das Gesetz gäbe, nach welchem der sich richtet, oder es mit der Vernunft so hielte, daß er es nicht mit der Unvernunft verdarbe. Er müßte mit einem Herzen voll Menschenliebe arbeiten, aber ja ums Himmels Willen! voll Menschenliebe, die ein heller Kopf leitet. Thätige Menschenliebe ohne Verstand verfehlt so gut ihren Zweck, als Menschenhaß ohne Macht: so wie dieser oft mehr Gutes stiftet als Bbßes, so stiftet jene nur allzu oft mehr Bbßes als Gutes. Nur mit dem traurigen Unterschleß, daß ich den, der in der Absicht mir zu schaden mein Glück befördert, am Ende mit Lächeln bestrafen, hingegen den, der mich aus Menschenliebe unglücklich macht, auch nicht einmal mit gutem Gewissen verklagen kann. Ferner müßte der Mann tiefe Kenntniß der englischen Sprache, hauptsächlich der Nation, des Menschen und seiner Selbst besitzen. Ohne einen hohen Grad von allen Merken läßt sich zwar Shakespeare noch immer mit Vergnügen lesen, aber

man wird gerade das verlieren, was ihn zu einem so ungewöhnlichen Manne macht. Dieses erklärt die Verschiedenheit der Urtheile über diesen Schriftsteller, wovon wir in diesen Tagen wieder merkwürdige Beispiele gehabt haben. Mich wundert es nicht. Die Menschen sind geneigt zu glauben, daß sie jedes Buch, worin nichts von krummen, Linien und abgegriffenen Formeln vorkommt, lesen könnten, sobald sie die Sprache verstünden, worin sie geschrieben sind. Es ist aber grundfalsch. Es könnte Jemand so wenig von den obigen Erfordernissen zur Lesung des Shakespeare mitbringen, und so wenig Begierde haben in sich selbst zu erwachen, daß er am Ende wohl nichts verstünde, als seine Saten, seine Flüche und einige seiner ausschweifendsten Metaphern. So wird es aber bis an jenen Tag allen großen Geistern ergehen, die mit tiefer Einsicht über den Menschen schreiben. Solche Werke sind Spiegel; wenn ein Affe hinein guckt, kann kein Apostel heraus sehen. Ich lenke nun von dieser kleinen Ausschweifung wieder ein. Ich sagte oben, Shakespeare sei sehr

arm an eigentlich physiognomischen Bemerkungen, wenigstens in den Stücken, die ich in der Absicht, sie zu suchen, durchgelesen habe. Unpartheiliche Leser werden sehen, daß dieses nicht sagen will, er enthalte ganz und gar keine. Shakespeare schilbert Menschen, und die Menschen haben wohl von jeder physiognomist und geirrt, auch irren sich Shakespeares Physiognomen. Ich verstand vielmehr darunter solche Bemerkungen, die unter andern Erklärungen gleichbedeutend hingeworfen, zugleich die Sache bezeichnen und den Ernst sehen lassen, womit er es meint. J. C. wenn er Leuten, deren Geist und Herz er aus der Geschichte kannte, ohne ihre Figur zu kennen, eine Bildung beigelegt hätte, die ihm nach seiner Empfindung sprechend gedünkt hätte. Sein broad fronted Caesar wäre eine solche Bemerkung, aber zum Unglück lesen andere Ausgaben bald fronted. Die Foolish hanging Nethorlip, die in einem dieser Stücke vorkommt, beweiset noch weniger. Der Physiognome, der sich den Shakespeare durch Wörterbücher aufklärt, muß ja nicht, durch Systemgeist verleitet, glauben,

daß er hier eine Entdeckung gemacht habe. Der Engländer nennt alles foolish, was er nicht selbst kann. Auch muß man bei einem Schriftsteller, der den Menschen mit solcher Anschauung schilbert, genau erwägen, wem er die Bemerkung in den Mund legt. Sage mir, was hat Oktavia für ein Gesicht? fragt beim Shakespeare die eifersüchtige Kleopatra den Courier. — Ist's länglicht oder rund? Bis zum Fehler rund, ist die Antwort. Das sind gemeinlich Märrinnen, die so aussehen, sagt Kleopatra. Wer sieht hier nicht, daß dieses ein tiefer Wille ins Herz der Kleopatra ist, der uns über die innere Beschaffenheit des Kopfs der Octavia völlig beim Alten läßt?

11. Nur weiter. Die pathognomischen Zeichen, oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder, und lassen physognomische Eindrücke zurück. Daher entsteht zuweilen das Thorheitsfältchen durch Alles bewundern und nichts verstehen; das Scheinheilige Betrügerfältchen, die Grübchen in den Wangen, das Eigensinnfältchen, und der Himmel weiß, was für Fältchen mehr. Patho-

gnomische Verzerrung, die die Ausübung des Lasters begleitet, wird noch überdas oft durch Krankheiten, die jenem folgen, deutlicher und schmerzlicher, und so kann pathognomischer Ausdruck von Freundlichkeit, Särlichkeit, Aufsichtigkeit, Müdigkeit, und überhaupt moralische Schönheit in physische für den Kenner und Verehrer der moralischen übergehen. Dieses ist der Grund der Gelehrten Physiognomik (wenn sich dieses Wort noch von einer Sammlung von Bemerkungen, die einen Grund zu wahrscheinlichen Schlüssen vom Charakter auf die Gesichtsbildung, aber nicht umgekehrt, enthalten, gebrauchen läßt), der einzigen wahren, wenn es eine wahre giebt, die für die Tugend allemal von unendlichem Nutzen ist; und die sich in wenig Worte fassen läßt: Tugend macht schöner, Laster häßlicher. Allein diese Züge beurtheile man mit der größten Vorsamkeit, sie lägen zum Erstaunen oft, und zwar hauptsächlich aus folgenden Ursachen. Es ist schon oben erinnert worden; daß der eine gleich gezeichnet wird für etwas, was dem Andern tausendmal

unbezeichnet hingehet. Dem einen fällt nach einer durchschwärmten Nacht die Wange in die Zahnlücke, da den andern die aufgehende Sonne so jugendlich hinter der Bouteille und beim Mädchen sieht, als ihn die untergehende gesehen hat. Die Bedeutung jedes Zugs ist also in einem zusammengesetzten Verhältniß, aus der Brückigkeit der Glieder und der Zahl der Wiederholungen. Ferner (und dieses kann sich der vorsichtige Physiognome nicht genug merken), ist denn der, der bei ruhendem Gesicht aussieht, wie mein Freund oder ich, wenn ich spotte, bezwegen ein Spötter, oder der bei hellem Wachen aussieht, wie ich, wenn ich schläfrig bin, bezwegen ein Schläfriger? Keine Urtheile sind gemeiner als diese, und keine können falscher sein. Denn einmal können jene Züge auch durch andere Ursachen dahin gekommen sein, als durch Spottübung und Schläfrigkeit. Und darin ist freilich der Mensch von allen bekannten erschaffenen Wesen unterschieden. Ich meine: Nachäffung und Bestreben, seine Oberfläche der Oberfläche bewunderter und beliebter Menschen ähnlich zu machen,

ihre Fehler, und lächerliche, ja böse Angewohnheiten nachzuahmen, bringt erstaunliche Revolutionen auf dem Gesicht hervor, die sich gar nicht bis in das Herz oder den Kopf erstrecken. So werden Kopfhängen, hochwulstige Stirnerunzeln, Rispeln, Stammeln, Gang, Stimme, die hochende Kopfhaltung, das kurzschäftige gelehrtet Mühen, vornehmes Trübsehen, empfindsame Melancholie, leichtfertige Lebhaftigkeit, das bedeutende Augenwinkeln und die satirische Miene, Andern nachgethan, so gut als das Gähnen; von Einigen vorfächlich und vorm Spiegel studirt, von Andern, ohne daß sie es wissen. Es giebt Leute, denen die Satire selbst aus den Augen zu winken und zu spöttein scheint, und die dabei so unschuldig sind, wie die Lämmer, und eben so stumpf. Der Verfasser hat einen jungen vortreflichen Mann gekannt, der sich in Gesellschaft eines berühmten Mannes ein desillvtes Aufwerfen des Kopfs und verachtendes Herabziehen der Mundwinkel bei Andern, was er sagte, angewöhnt hatte, das ihm gar nicht von Herzen gieng, und sich auch wieder

abgewöhnte. Er würde sich gewiß damit an seinem Glück geschadet haben. Es gehört viel Weltkenntniß und Tugend dazu, die Rede, von einem solchen Gesicht begleitet, zu entschuldigen, und nicht das Gesicht in die Rede überzutragen. Doch bleiben pathognomische Ausdrücke in einem Gesicht allemal eine Sprache für die Augen; mit schlechten Worten unharmonisch verbunden, läßt sich so gut etwas Vernünftiges sagen, als mit den ausgesuchtesten und aller Macht des Numerus etwas sehr Unvernünftiges. Das Erstere im Gleichniß haben einige unserer ältern Schriftsteller durch ihr Betheilen gezeigt; und von dem Letztern haben unsere Tage größere Proben aufzuweisen, als Rom und Osechenland zusammen genommen.

Fast lächerlich ist der Beweis für die Zuverlässigkeit der Physiognomie, den man aus der täglichen ja stündlichen Ausübung derselben herleiten will. Sobald wir einen Menschen erblicken, so ist es allerdings dem Gesetz unsers Denkens und Empfindens gemäß, daß uns die nächsthaltliche Figur, die wir gekannt haben, sogleich in den Sinn kommt,

und gemeinlich auch unser Urtheil sogleich bestimmt. Wir urtheilen stündlich aus dem Gesicht, und irren stündlich. So weißt der Mensch von Zellläufen, Erbprinzen und Witterung; der Bauer hat seine Tage, die die Witterung des ganzen Jahrs bestimmen, gemeinlich Festtage, weil er da mächtig genug ist zu physiognomisiren. Jeder Mensch ist des Tages einmal ein Prophet. Ja die angehenden Physiognomen schlossen sogar aus den Namen, und die Walthasare scheinen ihnen den Friedrichen nachzusehen. Ich glaube, es sind wenig Menschen, die nicht irgend einmal etwas diesem Aehnliches gethan und gedacht haben, so lächerlich es auch klingen mag. Die angenommenen Namen satirischer Schriftsteller werden nach solchen Regeln zusammengesezt. Wollten wir die Leute, von denen wir nach dem ersten Anblick urtheilen, alle durch jahrelangen, genauen Umgang prüfen, ich glaube, es würde der Physiognomie ärger ergehen, als der Astrologie. Einbildungskraft und Wiß kommen hierbei gefährlich zu Statuten, daher sind die kleinsten Denker gemeinlich

sich die schlechtesten Physiognomen. Sie sind mit einer flüchtigen Neugierlichkeit nicht so leicht befriedigt, da der flüchtige Physiognomie in jedem Dinstenstück ein Gesicht, und in jedem Gesicht eine Bedeutung findet. Alles dieses ist aus Ideen-Assoziation begreiflich. Vergnügen gewähren diese Hypothesen allemal. Wer des Nachts auf einer Postkutsche gereiset ist, und im Dunkeln Bekanntschaft mit Leuten gemacht hat, die er nie gesehen hat, wird die Nacht über sich ein Bild von ihnen formirt haben, und sich am Morgen so betrogen finden, als sich der Physiognome an jenem großen feierlichen Morgen betrogen finden wird, an dem sich unsere Seelen zum erstemal von Angesicht schauen werden. Der Verfasser hat lange, ehe Physiognomik Mode geworden ist, auf eine Art in Physiognomik angeschweift, die er nun, da ihn Erfahrung zurückgebracht hat, dem Leser nicht vorzuenthalten kann. Er hat einen Nachtwächter, der ihn einige Jahre durch aus dem Schlaf hornte und brüllte, um ihm zu sagen wie viel Uhr es sei, nach der Stimme zu zeichnen versucht. Man höre

dem Erfolg. Seine Stimme erweckte in ihm das Bild eines langen hagern, übrigens aber gesunden Mannes mit länglichem Gesicht, in die Länge herunter gezogener Nase, starkem ungebundenen Haar, und langsamen, sändem, gravitätischen Schritt. Er ward nach dieser Vorstellung begierig, den Mann am Tage zu sehen, wozu er bald Gelegenheit bekam. Die Abweichung der Zeichnung vom Original war unerhört groß, schlechterdinge nichts war getroffen. Der Mann war der Statur nach unter den mittelmaßigen, munter und geschwind, selbst sein Haar hatte er in ein wegstehendes Hypophysen zusammengedreht, worin mehr Wundfaden als Haar war. Es ist hierbei eine angenehme Beschäftigung, die dem Psychologen wichtig werden kann, jene Ideen wieder zu differenziren. Der Verfasser hat seinem Nachtwächter oft nachgespürt, und endlich gefunden, daß er die lange Figur der durchdringenden Bassstimme zu danken hatte, die er in seiner Kindheit einigemal beisammen gesehen; hingegen war das Bedächtige, Hagere, Schlechende, nach genauer Untersuchung, von weit edlerer Ab-



Kunst, denn es verlor sich in blätherische Ideen von der Göttin der Nacht, und einiger Gespenster männlichen Geschlechts, mit denen der Verfasser in seiner Jugend bekannt geworden war. Auf der Schule in D. befand sich mit mir zugleich ein Mensch von sehr lebhaftem Witz und nicht gemeinen Talenten, aus dem etwas hätte werden können, wenn er dieses wilde Feuer durch ernste Wissenschaft zu zweckmäßiger Erwärmung zusammen zu halten, früh genug wäre gezwungen worden. Dieser rühmte sich im Ernst, daß er den Leuten ansehen könne, wenn sie Kaspar hießen. Er irrte sich nicht wenig, wie man mir gern glauben wird, allein er blieb, kleine Abänderungen nicht gerechnet, (recht physionomisch) im Ganzen bei seiner Meinung, und Kaspar war ein Name, womit er einen sehr zusammengesetzten Charakter bezeichnete. Da ich einige von den Leuten, die er mit diesem Namen belegte, gekannt habe; so würde ich sie dem Leser gerne nach Vermögen hinzeichnen, wenn ich nicht fürchtete, mich verdrehslichen Denktungen auszusetzen. Ein Anderer, weit älter und

auf einer höhern Schule, fand es seltsam, und hätte bei dikkerem Witz in seinem Glauben dadurch irre gemacht werden können, daß von den drei großen christlichen Gelehrten, die er fast zur Anbetung verehrte, der eine Abraham, der andere Isaak und der dritte Jakob hieß. Dabei war er doch ein warmer Bewunderer von Sellert; als er mir daher einmal seine Bemerkung machte, so antwortete ich ihm, Sellert hätte Fürstgott geholfen, und daran sollte er sich halten. Allein es giebt noch weit schmeichelhaftere und subtilere Feinde der Physionomie, die man erst nach Bearbeitung eines noch sehr verwilderten Feldes, der Philosophie, ganz kennen lernen wird. Ein Wort kann in uns zu einem Gesicht werden, und ein Gesicht zu einem Wort, durch Assoziation. Wir sehen die Helden der Romane, die wir lesen, alle wie vor uns, auch die Pläne der Städte. Lange vorher, ehe ich das Porträt des Generals der Amerikanischen Rebellen, Lee, gesehen hatte, habe ich mir ein Bild von ihm gemacht, das aus Deserteur und doppeltem e so wunderbar zusammengesetzt ist, daß

ich nie ohne Vergnügen daran denke. Wer über den Ursprung der Wörter nachgedacht hat, wird diese Bemerkung nicht unwichtig finden, und sie leicht an andere anzufetten wissen, die schon mehr ins Meine gebracht sind. Diese subtilen Feinde der Wahrheit, deren eine unzählige Menge in uns liegt, entstehen bei hellen Tagen der Vernunft, einzelne bei den Meisten, aller Beobachtung. Kaum hat sich aber auch jener Tag in den Zwischenräumen eines unruhigen Schlafes in einer Fiebersitze oder schwärmerischen Aussicht auf Restauratorrechte zur Dämmerung genügt; so steigen sie oft zu einem hohen Grad von Klarheit vergrößert hervor; ich habe davon einige mit großem Vergnügen gehascht, und zu künftigen psychologischen Gebrauch in meinem Kabinét aufbewahrt. Jene Frau, die glaubte, der Papst müßte ein Drache, oder ein Berg oder eine Kanone sein, verdient mehr Aufmerksamkeit, als Spott. Es geht uns Allen so, wenn wir träumen, und wer will die Gränze zwischen Wachen und Träumen angeben? So wie

nicht jeder träumt, der schläft; so schläft auch nicht jeder, der träumt.

Jedermann macht sich nach seiner Lage in der Welt, und seiner Ideen im Kopf, nach seinem Interesse, Laune und Will, weil er das ganze Gesicht nicht fassen kann, einen Auszug daraus, der nach seinem System das Merkwürdigste enthält, und nach dem richtet er, daher sieht jeder in vier Punkte etwa so geordnet: ein Gesicht, und nicht alle einerlei; eben daher auch das Disputiren über die Ähnlichkeit der Porträte und Uebnlichkeit zweier Leute. Zwei schließen aus dem Anblick eines Brustbildes auf die Länge des Mannes, der Eine er sei groß, der Andere: er sei klein, und Keiner kann sagen, warum? Beim Pferd und Ochsen gings an, wenn der Maßstab dabei wäre, aber beim Menschen auch wieder nicht, und doch will man aus Stirne, Nase und Mund Schlüsse ziehen, deren Werwegenheit gegen jene gerechnet unendlich ist. Allein Felix Hess und Lambert hatten einerlei Nasen, das ist doch sonderbar. Allerdings sonderbar, daß zwei Leute einerlei Nasen haben, die

Himmelwelt von einander unterschieden sind, und wovon Keiner der Andere hätte werden können, auch wenn er gewollt hätte. Aber Beide waren tiefsinnige Männer. Fürwahr wir gehen die Augen über, wenn ich das Meisterstück der Schöpfung, das bereits einzusehen gelernt hat, daß es von den Absichten, warum es da ist, nur die wenigsten kennt, so behandelst sehr. Es regnet allemal, wenn wir Jahrmärkte haben; sagt der Krämer, und auch allemal, wenn ich Wäsche trocknen will, sagt die Hausfrau. Geseht auch, gleiche Nasen würden von gleichen Ursachen geformt, so ist erst noch auszumachen, ob sich Lambert und Felix Hef nicht noch in andern Stücken geglichen haben, die der eigentlichen Nasenwurzel näher, als den Instrumenten des Tiefsinns lagen. Und können nicht sehr verschiedene Ursachen denselben scheinbaren Effekt vorbringen? Ist dieses nicht, können dieselben Nasen und Stirnen nicht durch verschiedene Ursachen entstehen; und kann nicht, nachdem Nase und Stirne einmal stehen, inneres Fortwachsen biegsamer Theile noch immer Formen schaffen, die

den Physiognomen auf ewig zum Besten haben werden: so möchte ich wohl wissen, wer das beweisen will. So gut einer bei schön geformtem Außen Ohr nicht bloß taub werden, sondern sogar taub geboren sein kann, so gut kann einer bei der schönsten Nase schlecht riechen, und ein Narr sein, und noch leichter etwas, das nicht so ausgezeichnet als der Narr ist; eines der unzähligen Geschöpfe über und unter den mittelmäßigen. Dem Himmel sei auch Dank, daß es so gewiß tiefsinnige Köpfe ohne Lambertische Nasen giebt, als, so lange die Welt steht, die Lambertischen Nasen gemeiner sein werden, als die Lamberte.

Die festen und unbeweglichen Theile, zumal die Form der Knochen, tragen, einmal weil sie bei jeder Art von Verbesserung des verbesserlichen Geschöpfes, die noch lange nachher Platz hat, nachdem diese ihre völlige Festigkeit erreicht haben, noch statt findet; und zweitens, weil, da ihre Form so wenig von unserm Willen abhängt, auch der Einfluß äußerer Ursachen unvermeidlicher ist, und ein einziger Druck oder Stoß allmählig Veränderungen

wirken kann, deren Fortgang keine Kunst mehr aufzuhalten im Stande ist. Auch, wenn sich etwas daraus herleiten ließe, so wären die festen Theile nur immer eine beständige Größe, ein einziges in unzähligen Fällen unbeträchtliches Glied der unendlichen Reihe, durch die der Charakter des Menschen gegeben ist. Herr Lavater hält die Nase für das bedeutendste Glied, weil keine Verstellung auf sie wirkt. Sehr gut, wenn Uebergang von Wahrheit zu Verstellung und zu Verstellung von Wahrheit die einzige Veränderung im Menschen wäre. Allein bei einem Wesen, das nicht allein durch moralische, sondern physische Ursachen wirklich verändert werden kann, ohne daß die Nase deswegen folgt, sollte ich denken, war ein so unveränderliches Glied nicht allein für die Wahrheit unbedeutend, sondern wider dieselbe verführerisch. Je feiner und folgsamer der Thon, desto richtiger und wahrer der Abdruck. Die beweglichen Theile des Gesichts, die nicht allein die pathognomischen, unwillkürlichen Bewegungen, sondern auch die willkürlichen der Verstellung angeben und

aufzählen, sind daher meines Erachtens weit vorzuziehen. Selbst Zurückgang im Charakter kann hier analogischen Zurückgang im Weser verursachen. Der Weser kann trügen. Freilich leider! Aber was die Form der festen Theile Bedeutendes hat, ward ihnen durch ähnliche Ursachen unter ähnlichen Bedingungen eingebrückt. Ich gestehe gerne, auch das ruhende Gesicht, mit allen seinen pathognomischen Eindrücken, bestimmt den Menschen noch lange nicht. Es ist hauptsächlich die Reihe von Veränderungen in demselben, die kein Porträt und vielweniger der abstrakte Schattenriß darstellen kann, die den Charakter ausdrückt, ob man gleich oft glaubt, was uns die letzteren gelehrt haben, habe man von den erstern gelernt. Die pathognomischen Abänderungen in einem Gesicht sind eine Sprache für das Auge, in welcher man, wie der größte Physiologe sagt, nicht lügen kann. Und zehn Wörter aus der Sprache eines Volks sind mir mehr werth, als 100 ihrer Sprachorganen in Weingeist. So wie wir hier besser hören, als wir sehen, so sehen wir dort mehr, als wir zeichnen.

Die beweglichen Theile und die verschiedenen Folgen in den Bewegungen sind nicht Korollaria aus einem durch die festen gegebenen Satz. Es sind notwendige Bedingungen, ohne die die Aufzählung immer unbestimmt bleibt.

Ja die Letztern sind sogar wichtiger als jene, je näher sie wirklichen Handlungen liegen. Drei Köpfe, die sich, wie aus einer einzigen Form gegossen, gleichen, könnten, wenn sie zu lächeln oder zu sprechen anfangen, alle Aehnlichkeit verlieren. Wer kann dieses läugnen, als der, der es nicht versteht! — Diesem Missonnement muß man nicht die angeblichen Erfahrungen der Physiognomen entgegensetzen wollen. Sie irren sich, wenn sie aus Schattensissen oder Porträten von Personen urtheilen, die sie gar nicht kennen, so entsetzlich, daß, wenn man die Treffer mit den Fehlern vergleichen sähe, das Glückspiel sogleich in die Augen fallen würde. Sie machen es aber wie die Lottospieler, publiziren Blättchen voll glücklicher Nummern, und behalten die Quartanten, die man mit unglücklichen anfüllen könnte, für sich. Auch die

Getroffenen sind es nur in Drakelwörtern, mit Spielraum für den Sinn; und oft sieht der Physiognome Forschungsgeist in den Augentnochen oder poetisches Genie in den Lippen des Mannes, weil er sie in dessen Schriften aus Mangel an Kenntnissen und Geschmack, oder durch Journale verführt, zu finden glaubt. Dem Denker, der jene Schriften leer findet, wird dadurch die ganze Kunst verdächtig.

Wache, nüchterne Vernunft sieht wohl, woher dieses Irren entspringt, und giebt sich nicht mit Untersuchungen ab, die nicht für sie sind; wagt sie sich je ohne Plan in solche Felder, welches freilich zuweilen sehr großen Leuten begegnen kann, so geschieht es gemeinlich nur in den Stunden, wo sie in der Gesellschaft des muntern Wlzes und der verführerischen Einbildungskraft, einen kleinen Hieb hat. Man untersuche daher einmal die Physiognomen, und man wird finden, es sind gemeinlich Personen, deren lebhafte Einbildungskraft ihnen beim Anblick der meisten Gesichter die verwandten Züge anderer und mit ihnen ganze Lebensläufe

und Privatgeschichten vorstellt, und die dieses bei jeder Gelegenheit der Gesellschaft darlegen. Gemeinlich mit vielem Witz, weil so sehen und so sprechen einerlei Ursprungs sind. Auch richtet die Gesellschaft solche Bemerkungen nicht als baare Philosophie, sondern als Witz, dessen Netz wohl gar durch den Strich von verwegener Leichtfertigkeit noch gewinnt, der die erstere geschändet hätte. Oft sind sie unschuldiger, und sehen den Leuten nur das an, was sie schon von ihnen wissen. Die Prüfung der Bemerkung ist in den meisten Fällen so sichtig, als die Bemerkung selbst. Man esse einmal den Scheffel Salz, welchen schon Aristoteles verlangt, mit dem Mann, über dessen Herz und Kopf man so sichtig urtheilte, und man wird finden, was alsdann werden wird. Aber Ironie ist menschlich; nicht immer, es ist zuweilen . . . . . weit weniger.

Das hohe Alter der Physiognomie zeigt von ihrem verführerischen Netz und ihr schlechter Fortgang (Zurückgang könnte man sagen) bei

immer zunehmenden Hilfsmitteln, von ihrer Nichtigkeit.

Was aber unserm Urtheil aus Gesichtern noch so oft einige Nichtigkeit giebt, sind die — weder physiognomischen noch pathognomischen — untrüglichen Spuren ehemaliger Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Straße oder in Gesellschaft erscheinen kann. Die Niederlichkeit, der Geiz, die Vettelei u. s. w. haben ihre eigene Livree, woran sie so kenntlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminsfeger an der feintgen. Eine einzige Partikel verräth eine schlechte Erziehung, und die Form unsers Hutes und Art ihn zu setzen unsern ganzen Umgang und Grad von Beckerie. Selbst die Wasenden würden öfters unkenntlich sein, wenn sie nicht handelten. Es wird mehr aus Kleidung, Anstand, Kompliment beim ersten Besuch und Ausführung in der ersten Viertelstunde in ein Gesicht hineinerklärt, als die ganze übrige Zeit aus demselben wieder heraus. Keine Wäsche und ein simpler Anzug bedecken auch Säge des Gesichts.

Doch wir müssen abbrechen, und wollen statt neuer Erläuterungen, die sich ins Unerendliche vervielfältigen ließen, Ueber die Hauptsätze kurz zusammen nehmen, damit man ein so weckläufiges Werk nicht wieder falsch versteht, und dem Leser überlassen, sich nach seiner Lage in der Welt entweder den bequemsten Beweis oder die bequemste Widerlegung dazu selbst aufzusuchen. Ausgemacht scheint uns Folgendes:

1) Obgleich objektive Lesbarkeit von Allem in Allem überall statt finden mag, so ist sie es deswegen nicht für uns, die wir so wenig vom Ganzen übersehen, daß wir selbst die Absicht unsers Körpers nur zum Theil kennen. Daher soviel scheinbare Widersprüche für uns überall.

2) Von der äußeren Form des Kopfs, in welchem ein freies Wesen wohnt, muß man nicht reden wollen, wie von einem Kürbis, so wenig als Begebenheiten, die von ihm abhängen, berechnen wie Sonnenfinsternisse. Man sagt mit eben dem Grad von Bestimmtheit, der Charakter des Menschen liege in seinem Gesicht, indem man sich auf

die Lesbarkeit von Allem in Allem beruft, als man, sich auf den Satz des zureichenden Grundes stützend, behauptet er handle maschinenmäßig.

3) Die Form der festen Theile sowohl, als der beweglichen hängt auch von äußern Ursachen ab, die gemeinlich geschwinder und kräftiger wirken, als die innern; und doch giebt der Mensch jedem sichtbaren Eindruck, selbst der Verzerrung durch die Pocken, Zahnlücken u. s. w. physiognomischen Sinn. Das menschliche Gesicht ist nämlich eine Tafel, wo jedem Strich transzendente Bedeutung beigelegt wird; wo geringer Krampf ausseh'n kann wie Spätterei, und eine Schmarre wie Falschheit. Eben so hindert Widerstand von außen, Zähigkeit der Theile, allen pathognomischen Eindruck.

4) Jeder Bewegung der Seele korrespondirt in verschiedenen Graden von Sichtbarkeit, Bewegung der Gesichtsmuskeln, daher sind wir geneigt, auch ruhenden Gesichtern, die jenen bewegten ähnlich sind, die Bedeutung der letztern beizulegen, und dehnen daher die Regel zu weit aus.

5) Selbst den dauernden Spuren ehemaligen pathognomischen Ausdrucks auf dem Gesicht, von dem noch das wenige Sichere abhängt, das die Physiognomik hat, ist nur in den äußersten Fällen zu trauen, wo sie so stark sind, daß man die Leute gezeichnet nennen möchte, und auch alsdann nur, wenn sie in Gesellschaft mit andern Kennzeichen stehen, die schon eben das weisen; da bestärken sie freilich, Umgekehrt kann man gar nicht schließen: wo diese Züge nicht sind, ist keine Bosheit. Bei den Gesichtern der gefährlichsten Menschen konnte man sich oft nichts denken, Alles steckte hinter einem Flor von Melancholie, durch den sich nichts deuten ließ. Die Muskeln hängen solchen Leuten oft wie eine Gallert am Kopf, in welcher man so vergeblich Bedeutung sucht, als organischen Bau in einem Glas Wasser. Wer das noch nicht bemerkt hat, kennt den Menschen nicht. Die Bösewichter werden immer unkenntlicher, jemehr sie Erziehung gehabt haben, jemehr Ehrgeiz sie besitzen und je wichtiger die Gesellschaft war, mit der sie umgingen. Stärkere pathognomische Züge

sind nicht ein Zeuge von stärkerem Laster, sondern größerer Brichtigkeit der Muskeln, größerer Ungezogenheit und roherer Sitten. Da ferner diese Verzerrungen oft nur scheinbar pathognomisch sind, und durch andere Ursachen entstanden sein können, so sieht man, wie vorsichtig man in Schlüssen aus pathognomischen Zügen auf moralische Häßlichkeit sein müsse; moralische Schönheit im Gesicht zu lesen, ist nicht so schwer. Auch sind Zaghaftigkeit und Leichtsin, bei herrschender Neigung zur Wollust und Müßiggang gar dem Unheil nicht gemäß gezeichnet, daß sie in der Welt anrichten: hingegen sieht Entschlossenheit, seine Rechte gegen jeden, er sei wer er wolle, zu vertheidigen, und Gefühl des entschiedenen Werthes seiner selbst, auch der paucorum hominum homo, zumal bei nicht lächelndem Mund, oft trotzig, und daher Manchen sehr gefährlich aus.

6) Daß der Maler und der Dichter ihre Tugendhaften schön und ihre Lasterhaften häßlich vorstellen, kommt nicht von einer durch Intuition erkannten nothwendigen Verbindung dieser Eigen-



schaffen her, sondern weil sie alsdann Liebe und Haß mit doppelter Kraft erwecken, woran die einen Menschen an Geist, die andere am Fleisch anfaßt. Malten oder schrieben sie für ein einziges Volk, oder gar für einen einzigen Menschen, so würde die Volksschönheit, oder das Gesicht des Geliebten, des Herzensfreundes und des verehrten Vaters, noch sicherer die Tugend empfehlen. So entstanden italienische Christusgesichter. Sokrates, wenn wir ihn nicht näher kennen, würde ein ähnliches in der Römischen Schule erhalten haben. Es ist landesübliche Schönheit jener Gegend, ohne Spur widriger, und selbst nur bei schwachen Zeichen. angenehmer, die sanfteste Gemüthsstille nur wenig aufhebenden Affekten. Von der andern Seite hat selbst Schwanz, Schwärze und Klaue dienen müssen, das Laster und die Bosheit für eine gewisse Klasse von Menschen zu zeichnen. Bei Andern wählte der Maler feinere Farben zum Zeichnen, nach Maasgabe seiner Erfahrung. Holbein macht einen schmierigen, häßlichen Betteljuden aus seinem Judas, das er doch wohl schwer-

lich war. Die schleichenden Betrüger, zumal die, die, wo nicht mit einem Fuß verrathen, doch küßende Verräther sind (ich habe ihrer mehrere gekannt und fühle es leider noch, daß ich sie gekannt habe); ferner die, die wie eine gewisse Art unbrauchbarer Hunde Jedermann schwänzeln, Jedermann aportiren, und über Jedermanns Stock springen, immer unglaublich treu thun und selten da sind, wo man sie haben will; und endlich die, die Alles thun, was derjenige will, der ihnen den Geldbeutel oder die Ketten der Finsterniß oder die Peitsche über dem Kopf schüttelt, sehen freundlicher aus. Ich hätte den Judas schöner und gewiß mit einem frömmelnden Lächeln, auch die Haare um den Kopf gelecter gemalt. Vielleicht wäre ich von den Wenigsten verstanden worden, aber die, die es gefunden hätten, hätten mir desto herzlicher gedankt.

7) Tugend macht schöner, aber die größte Schönheit, die sie unter einem gewissen Himmelsstriche hervorbringt, ist so sehr von jener Winkelmannischen unterschieden, daß vielmehr bis ans Ende

der Welt jeder ehrliche deutsche Bauer darin von jedem Neapolitanischen Dieb übertroffen werden wird, und ihr Reiz besteht so wenig in dem, was die Wollust so nennt, als das Glück, das die Tugend gewährt, in einer eisernen Gesundheit und einer Revenue von 20000 Thalern. Laster macht allezeit häßlicher, jedoch bei übrigens gleichem Grad von Stärke, mit sehr verschiedenem Grad von Sichtbarkeit. Zuweilen ist es nur ein kleiner Zug, der sich erst beim genauen Umgang zeigt.

8) Talent und überhaupt die Gaben des Geistes haben keine Zeichen in den festen Theilen des Kopfs. Dieses zu beweisen, muß man den ausgesuchten Silhouetten von denkenden Köpfen, auch ausgesuchte von nicht denkenden und Narren beifügen, und nicht Gelehrten von sorgfältiger Erziehung einem Dorfnarren gegenüberstellen. Bedlam wird von Leuten bewohnt, die, wenn sie nicht wie versteinert vor sich hinstarren, oder mit den Sternen lächeln, oder auf den Gesang der Engel horchten, oder den Sirius ausblasen wollten, oder mit untergesteckten Armen schauernd zusammen-

führen, Respekt einflößen würden. Noch weniger wird sich aus der Form der Knochen allein schließen lassen. Um einen Kopf von jedem Skelett, der nicht monströs wäre, würde ein geschickter Künstler ohne aus dem Wahrscheinlichen herauszugehen, eine Hülle von Muskeln und Haut aus Wachs schlagen, und ihr Eindrücke geben können, jede beliebige Absicht dadurch zu erreichen.

9) Physiognomik ist also äußerst trügglich. Die wirkenden Leidenschaften haben zwar ihre Zeichen, und lassen oft merklliche Spuren zurück, das ist unläugbar, und daher rührt das, was die Physiognomik wahres hat. Es ist aber auch dieses bei dem größten Theil des menschlichen Geschlechts so unsicher und schwankend, daß wir, wenn wir die Köpfe ohne Hut und Perücke, ohne Pflaster, Schminke, Schmarren, Kupfer, Finnen und Bewegung sehen, den Charakter mit eben so vieler Sicherheit herauswürfeln, als aus den Zügen errathen würden. In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das Meiste, jeder

Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden; es Lehren heißt den Sand zählen wollen.

Nützlicher wäre ein anderer Weg, den Charakter der Menschen zu erforschen, und der sich vielleicht wissenschaftlich behandeln ließe; nämlich aus bekannten Handlungen eines Menschen, und die zu verbergen er keine Ursach zu haben glaubt, andere nicht eingestandene zu finden. Eine Wissenschaft welche Leute von Welt in einem höhern Grad besitzen, als die armen Tröpfe glauben können, die ihr Opfer täglich werden. So schließt man von Ordnung in der Wohnstube auf Ordnung im Kopf, von scharfen Augenmaas auf richtigen Verstand, von Farben und Schnitt der Kleider in gewissen Jahren auf den ganzen Charakter mit größerer Gewissheit, als aus Hundert Silhouetten von Hundert Setten von eben denselben Kopf.

Wer sagt: „ich bin ein hitziger Kopf, wenn ich anfange“ ist ein gutes Lamm; und der fromme Schwärmer, der jeden Augenblick ausruft: „ich bin ein schwaches Werkzeug“ würde sich unversöhnlich beleidigt glauben, wenn man ihm antwortete:

„Das haben wir längst gedacht.“ Verschwiegenheit hat unzertrennlich verschwisterete Tugenden. Aus der Matresse schließt man auf den Mann, wenigstens auf viele seiner Verhältnisse gegen uns. Wer gegen sein Gesinde gut ist, ist meistens im Grunde gut; man verstellt sich nicht leicht gegen Leute, die man für ihre Dienste bezahlt und von einem abhängen, die man der Ehre der Verstellung gegen sie nicht würdig achtet, und die man nicht fürchtet. Die guten Romanen- und Schauspielbücher Le Sage und Shakespeare enthalten solche Sätze, wie weggeworfen. Der letztere in Menge, aber ohne alle prahlhafte Hinweisung, daher man sie so oft überseht. Aber was hilft das Alles bei der schlauften und gefährlichsten Klasse von Menschen? Nichts. Jede neue Artate erzeugt eine neue Befestigungskunst, die dem perfektibelsten und korruptibelsten Geschöpf immer einschlägt.

Alein was auch sophistische Sinnlichkeit eine Zeitlang dagegen einwenden mag; so ist wohl der Satz gewiß: Es ist kein dauernder Reiz ohne unversälfchte Tugend möglich, und die auffallendste

Häßlichkeit, so lange sie nur nicht ekelhaft ist, vermag sich dadurch Reize zu geben, die irgend Jemand unwiderstehlich sind. Die Beispiele dieser Art unter Personen beiderlei Geschlechts sind freilich selten, allein nicht seltener, als die Tugenden, die jenen Reiz hervorbringen. Ich meine hier vorzüglich die himmlische Aufrichtigkeit, das bescheidene Nachgeben ohne Wegwerfung seiner selbst, das allgemeine Wohlwollen ohne dankverblenerische Geschäftigkeit, die sorgfältige Schonung der Delikatesse anderer Personen auch in Kleinigkeiten, Bestreben jedem in Gesellschaft unvermerkt Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen, ferner Ordnungsliebe ohne Kleinliches Putzen und Meinnlichkeit ohne Geckerei im Anzug. Dem Verfasser sind Beispiele hiervon von Frauentimmern bekannt, die, wenn er sie hersehen könnte, auch die häßlichsten mit Muth erfüllen würden. Was diese Tugenden wirken, wenn sie sich zur Schönheit gesellen, wird jeder Leser leichter finden, wenn er in die Geschichte seines eigenen Herzens sehen will, als ich es hier beschreiben könnte. Eben so kann das

Laster, wo es biegsamen Stoff findet, in einem hohen Grade verzerren, zumal wenn dazu, bei roher Erziehung und gänzlichem Mangel an Kenntniß sittlicher Falten, oder gar an Willen sie anzunehmen, es nicht ein einziges mal des Tages, in irgend einer Stunde der bezahlten Pflicht, Zeit findet die Miße auszusticken.



